NORDISCHE ZEITUNG

Die Stimme des Artglaubens

Im Einsatz für

- Lebensschutz, insbesondere Überleben unserer Art
- Erhaltung des nordischen Kulturerbes und Förderung einer wesensgemäßen Kultur
- Verwirklichung einer sinnerfüllten Lebensgestaltung

Inhaltsverzeichnis

Impressum

Die NORDISCHE ZEITUNG ist die Stimme des Artglaubens. Sie wird von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V., Postfach 55709, 22567 Hamburg, herausgegeben und verlegt und erscheint vierteljährlich.

Menschen unserer Art, die Beiträge zur Entwicklung nordischer Anschauungen auf religiösem, weltanschaulichem, kulturellem, erzieherischem, gemeinschaftsbildendem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet geben wollen, steht sie zur Verfügung.

Dabei müssen namentlich gekennzeichnete Beiträge nicht in jedem Falle mit der Auffassung der Schriftleitung oder der Leitung der Artgemeinschaft übereinstimmen.

Schriftleiter und verantwortlich für den Inhalt, soweit Beiträge namentlich nicht gekennzeichnet sind: Jürgen Rieger, Auguste-Baur-Str. 22, 22587 Hamburg. Namentlich gekennzeichnete Artikel verantworten die Verfasser.

Zahlungen auf das Konto: Die Artgemeinschaft, Postbankkonto 5 28 51-104 Berlin (BLZ 100 100 10). Aus dem postalischen Ausland: unter Angabe des €-Betrages mit Auslandspostüberweisung DE59 1001 0010 0052 8511 04, BIC PBNKDEFF oder Scheck, spesenfrei für den Empfänger.

Die von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubensgemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. verwendete Form der Irminsul ist registerrechtlich geschützt und darf nur von Mitgliedern der Artgemeinschaft verwendet werden.

Wir setzen an den Beginn unserer Jahreszählung nicht die Geburt eines Christus, von dem niemand weiß, ob und ggf. wann er geboren wurde, sondern die Hochblüte des Gestirnheiligtums Stonehenge.

Bezugsgebühr 18,– € jährlich, für Mitglieder und Förderer im Jahresbeitrag enthalten. Bestellungen für nur ein Jahr gelten als automatisch um ein weiteres Jahr verlängert, wenn nicht bis zum 31. 12. gekündigt wird. Wenn innerhalb eines Jahres bestellt wird, werden die bereits erschienenen Hefte nachgeliefert; die Bestellungen gelten immer für ein Kalenderjahr.



Beilagenhinweis: Einer Teilauflage liegen Mitteilungen der Leitung und die Einladung zum Gemeinschaftstag bei.

Umschlagbild: Wotan / Odin hinter dem Landesmuseum Hannover aus dem Jahr 1888 n. übl. Ztr. von Wilhelm Engelhard (1813–1902 n. übl. Ztr.)

Der „Maiskorb" der Siebenbürger Sachsen

Die Frucht verwahrten die Siebenbürger Sachsen jahrhundertelang in der Kirchenburg, sei es, daß in Wehrhäusern für die einzelnen Höfe besondere Kammern eingerichtet waren, wo Truhen und Getreidekästen standen, oder es reihten sich innerhalb der Ringmauern Speicherhäuschen an Speicherhäuschen. In vielen Dörfern besteht diese Einrichtung heute noch. Die Truhen waren Stollentruhen mit gewölbtem oder geradem Deckel. Meistens sind sie durch Ritzung oder Bemalung verziert, nicht selten mit Sinnbildern oder Runen. so trägt auch die Fruchttruhe in Abb. 1 an der Vorderseite in drei Feldern die hochgestellte Ing-Rune.

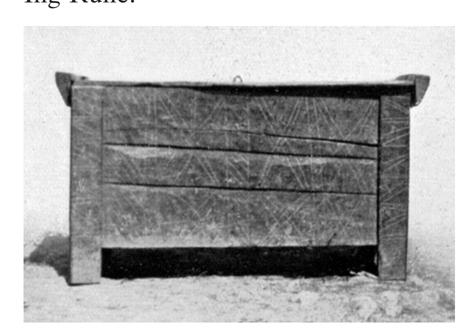


Abb. 1: Fruchttruhe aus Stolzenburg.

Für den Mais, der wohl seit dem 15. Jahrhundert n. übl. Ztr. in Siebenbürgen angebaut wird, war es nötig, besondere Speicherbauten zu errichten, da die Kolben nach der Ernte noch wochenlang nachreifen müssen. Hierfür sind luftige Behälter nötig, schmal gebaute, die eine zu dichte Häufung der Kolben verhindern. Aus dieser Vorbedingung entstand der Maiskorb in der langgestreckten schmalen Form. Er ist zum Teil auch bei den Rumänen und Madjaren verbreitet und war wohl ursprünglich aus Ruten geflochten, daher der Name „Korb".

Eine eigenartige Ausgestaltung hat dieser Maiskorb jedoch bei den *Siebenbürger Sachsen* erfahren, so in der Gemeinde *Stolzenburg* bei Hermannstadt. Wie sonst bestehen auch hier die Wände aus lose aneinandergereihten Latten, die den Trocknungsvorgang ermöglichen. Da sich seine großen Flächen zum Schmücken boten, wurde die Konstruktion des Maiskorbes zu einer sehr eigenartigen Zier ausgebaut. Vier Eckständer und zwei, selten vier, Mittelständer tragen das Dach, drei, selten vier, Querbalken verbinden die Ständer. Da nun die Last ziemlich schwer ist, es handelt sich um zehn bis zwanzig Fuhren Maiskolben, müssen die Ständer mit den Querbalken gut verbunden sein, daher die vielen Eckbänder.



Abb. 2: „Maiskorb" mit Malkreuz aus Stolzenburg.



Abb. 3: Maiskorb mit Sonnenrädern aus Stolzenburg.

Bei einem reinen Zweckbau würde man lediglich auf die Festigkeit der Bindung achten und nicht mehr Eckbänder anbringen, als unbedingt nötig sind. Tatsächlich findet man neuerdings vielfach diese Bauweise der Maiskörbe. Auch der Korb in Abb. 2 ist in vereinfachter Form gebaut worden, obwohl die Mittelverbindung mehr als zweckbestimmt ist. Die übrigen Abbildungen der Maiskörbe zeigen jedoch eine solche Fülle von Bindungen, daß hier deutlich über das unbedingt Notwendige und Zweckbestimmte hinausgegangen wurde. Sie wollen Verzierung sein und dem Maiskorb eine stark ausgeprägte Form geben, obwohl sie im Bau des Speichers ihren sinnvollen Dienst bewahren. So zeigen die Maiskörbe in Abb. 3 und 4 in der Mitte der Breitseite je ein Rad, die Körbe in Abb. 5 und 6 zwei Räder (an beiden ist das untere Rad schadhaft), der Korb in Abb. 7 sogar vier Räder und zwei Rauten. Gerade dieser letzte Maiskorb, der auf dem reichen Halmehof steht und 1876 n. übl. Ztr. gebaut wurde, zeigt eindeutig, daß der Zimmermann bewußt aus den Eckbindungen Verzierungen schaffen wollte; dasselbe kommt aber auch bei den Dachträgern zum

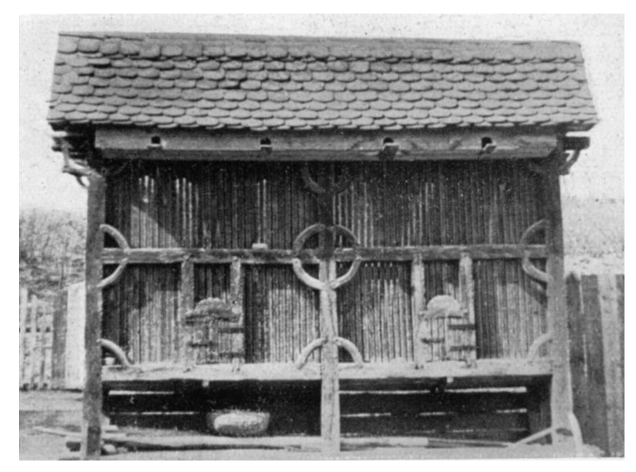
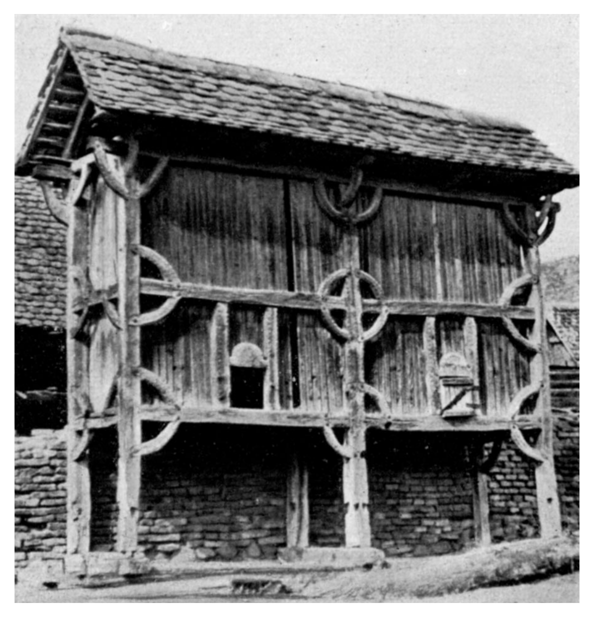


Abb. 4: Maiskorb mit Sonnenrädern aus Stolzenburg.



Abb. 5: Maiskorb aus Stolzenburg.



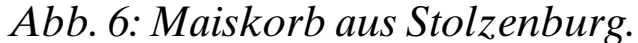


Abb. 6: Maiskorb aus Stolzenburg.

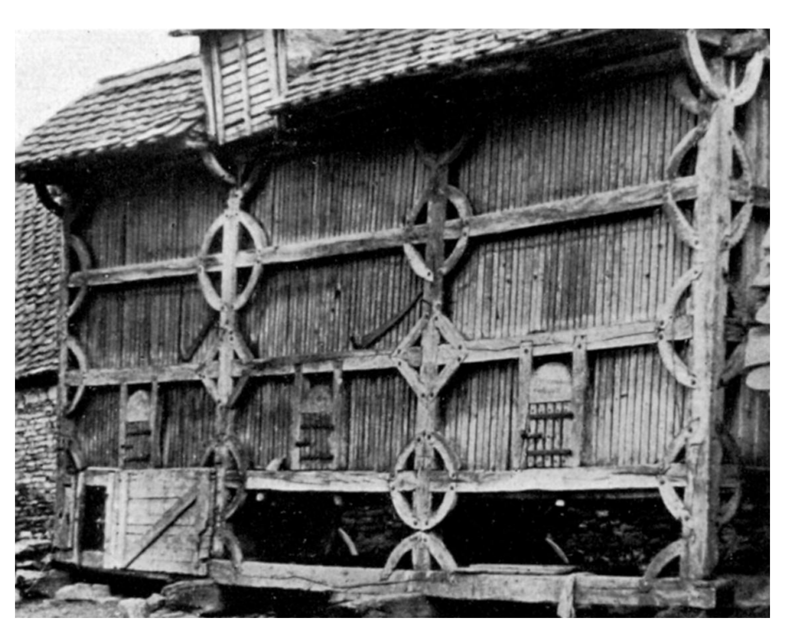


Abb. 7: Maiskorb vom Halmehof mit Sonnenrädern und Rauten.

Ausdruck, die in Form der Man-Rune zu Kapitellen ausgebaut wurden.

Das Rad in der Mitte des Korbes ist das *Sonnenrad*, das alte Sinnbild, das hier durch die Rundung der Eckbänder gebildet wurde, und das auch sonst in der Volkskunst der Siebenbürger Sachsen so häufig auftritt. Es ist in dieser Art im vollen Bewußtsein geschaffen worden und zeigt, wie stark und lebendig die Überlieferung wirksam ist und wie das überkommene Formgut des Sinnbildes immer wieder durchbricht.

Das Sonnenrad mit den Strahlenpfeilen kommt auch als Gemeindemarke und *Viehbrandzeichen* in der näheren Umgebung Stolzenburgs, in Großau, vor (Abb. 8). Aber auch das Malkreuz des Korbes in Abb. 2 wiederholt sich als Viehbrandzeichen in Hammersdorf (Abb. 9), ebenfalls aus der näheren Umgebung Stolzenburgs (beide sind 1826 n. übl. Ztr. aufgezeichnet). Sie sind somit nicht zufällige Formen, sondern überliefertes Gut, das sich urkundlich in dieser Form bis 1577 n. übl. Ztr. verfolgen läßt.

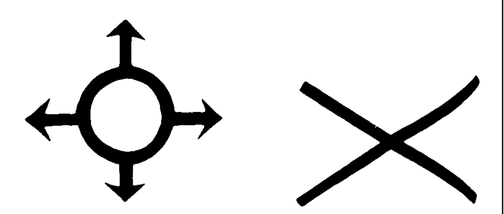


Abb. 8 u. 9: Viehbrandzeichen von 1826 n. übl. Ztr.

Der besondere Speicherbau ist wesentlich eine ostgermanische Erscheinung, der oft eine besondere Ausprägung erhielt, wie bei den Sudetendeutschen. Auch in Siebenbürgen bildet er eine Sonderform unter den anderen Hofbauten, Stall, Scheune und Schuppen. Meistens steht er gegenüber dem Wohnhaus, sein Platz ist jedoch im Hofraum nicht festgelegt, wie der der andern Bauten. Mit seinem kunstvollen Ausbau ist er zur Hofzierde geworden, nunmehr der einzige Bau, außer dem Gassentor, der als künstlerische Gestaltung wirken will.

Die Ähnlichkeit mit der siebenbürgischen *Stollentruhe*, zumal mit dem gewölbten Deckel, ist bezeichnend. Ja selbst die älteren Fruchtkästen haben dieselbe Bauweise, ein Ständerwerk, das in Fächer geteilt ist, bloß daß bei den Truhen und Kästen die Fächer mit behauenen Brettern ausgefüllt sind. Dies bildet nun zugleich die Überleitung zu den mittel- und ostdeutschen Fachwerkbauten.

Und wie hier die Fügung der Bänder und Streben Sinnbilder gestalten, so findet man auch dort nicht selten Fügungen der Streben, die über das baumäßig Notwendige hinausgehen und Zierformen erwirken, die Sinnbilder und Runen darstellen.

In den Maiskörben hat der dörfliche Zimmermann der Siebenbürger Sachsen einen Teil der alten Holzbaukunst, die in früheren Jahrhunderten wohl viel ausgeprägter war, sich bewahrt und in seiner einfachen und doch überaus sinnvollen und ursprünglichen Art weitergepflegt. Aber gerade die Sinnbildgestaltungen zeigen, daß er im Grunde seines Wesens der deutsch-germanischen inneren Haltung verbunden blieb.

Misch Orend

Der Lebensbaum

Es wuchs ein Baum viel tausend Jahre. –

Dort, wo der Erde tiefste Wasser in einem Riesenrund zusammenfließen, wo aller Anfang Urgrund ist, dort sogen seine Wurzeln Kraft und gaben sie dem Stamm mit seinen weitauswuchtenden Ästen weiter.

Groß wuchs der Baum. Der Krone Dach umspann den hohen Himmel, und weiße Wanderwolken wiegten seine Zweige. Unter des Baumes Schatten wohnten die Menschen wohlgeborgen. Der Winde Rauschen und der weite Flug der Vögel brachte die Kunde ihnen vom Wachsen und Wachen, vom Ragen und Reifen des Lebens, das ihrer aller Mutter war. So wurden sie wissend und durch Wissen stark. Sie blieben so gläubig, weil sie sehend waren.

Zur Mitternacht fuhr einst die Axt, die ein vom Sterbenskreuz Gezeichneter mit fieberheißen Händen führte, dem lebensstarken Baume in das Mark des Stamms. Ein banges Ächzen stieg vom Himmel auf. Die Krone sank. Und Menschen wurden heimatlos.

Der Sterbensmann wies sein Gefolge an, aus Stein und Stammestrümmern ein fensterloses Haus zu fertigen, in dem der Geist des Todes wohnen sollte.

So wuchs das Haus. Und bleiche Menschen gingen gesenkten Hauptes in die dunkle Halle ein.

Und wieder zogen tausend Jahre in das Land. Viel hunderttausend starben aus Sehnsucht nach dem Licht. Millionen siechten in der Dunkelheit.

Da brach die Erde unter des dumpfen Hauses Schwelle auf, und Risse zogen bis unters Dach. Das junge Licht des hohen Himmels leuchtete hinein, und matte Menschen fanden neuen Mut und glaubten an den Sinn der fern des Hauses Finsternis leuchtenden Siegessonne.

Aus alten Wurzeln sproßte neuer Stamm, und Wachstum ließ die Starrheit weichen. Die Mauern sanken: unter ihren Trümmern sproß der Lebensbaum mit junger, ungestümer Kraft zum Himmel.

Kurt Eggers

Warum religiöse Erneuerung?

Wir leben in Deutschland in einer Zeit, in der das bestehende Herrschaftsverhältnis und das überindividuelle geistige kulturelle Leben weitgehend von den Ideologien des Marxismus und Liberalismus geprägt sind. Kennzeichnend für unsere Gegenwart ist aber nicht der Wohlstand, sondern der Kulturverfall, der insbesondere das ethische und moralische Verhalten betrifft, wie der Nobelpreisträger Professor Konrad Lorenz festgestellt hat, dessen wissenschaftliches Tätigkeitsgebiet das tierische und menschliche Verhalten ist. Der Kultur- und Gesittungsverfall äußert sich in einer Entfremdung der Religion und in einem biologischen Niedergang durch Geburtenschwund, der jeden Einsichtigen bestürzen muß, das heißt den, der sich von den bewußt gelenkten Massenmedien noch nicht hat geistig entmündigen lassen. Die Verfremdung der Religion, das Schwinden des moralischen und ethischen Verhaltens und der biologische Niedergang durch Geburtenschwund hängen unlösbar miteinander zusammen, weil sie auf geistig seelischen Vorgängen beruhen. Der Wille zum Kinde bedarf geistig sittlicher Antriebe, die weder der Marxismus noch der Liberalismus geben kann. Die Selbstbezogenheit des Denkens und der Lebensauffassung dieser Ideologien führen zu einer Ausmagerung dieser sittlichen Anstöße.

Der Kultur- und Gesittungsverfall macht eine religiöse Erneuerung nötig, die eine Besinnung auf das Bleibende und Unveränderliche im Lebensgeschehen sein muß und ein Suchen und Streben nach dem Besseren zur Volkserhaltung ist. Die religiöse Erneuerung ist in der Ausnahmesituation, in die das deutsche Volk durch die bedingungslose militärische Kapitulation geraten ist, unausweichlich geworden. Angesichts der Zustände, die im geistig kulturellen Leben eingerissen sind, ist sie zu einer grundlegenden Voraussetzung für die Zukunft des deutschen Volkes geworden. Denn die Hauptaufgabe der Religion ist die Mobilisierung der geistigen und sittlichen Kräfte für eine neue lebensgerechte ethische Ordnung.

Die bedingungslose militärische Kapitulation stellt etwas Neues im bewegten Zusammenleben der europäischen Völker dar. Sie ist nur als Auftakt zu einer beispiellosen Gewaltherrschaft zu erklären. Die Verhaftung der Reichsregierung, die Verweigerung eines Friedensvertrages mit einer Generalamnestie, die wesensmäßig zu einem Friedensvertrag gehört, haben Elemente des Völkerrechtssystems zerstört. Dabei ist auch das demokratische Grundrecht, das Selbstbestimmungsrecht der Völker, auf der Strecke geblieben, und statt einer Verfassung bestimmten die Siegermächte ein Grundgesetz. Die Versagung eines Friedensvertrages, was den Schwächeren völlig entrechtete und aller Menschenrechte beraubte, ermöglichte die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln und damit die Entwicklung der USA und der Sowjetunion zu den beiden dominierenden Weltmächten, die glaubten, eine gemeinsame Weltherrschaft errichten zu können, eine Illusion, der sich nur die politische Führung in Washington hingab, nicht aber in Moskau.

Das deutsche Volk wurde daran gehindert, sich eine rechtmäßige Verfassung zu geben, denn dazu ist nur ein Volk in der Lage, das frei ist. Das Grundgesetz hat deshalb mehr den Charakter eines Kolonialstatuts als den einer rechtmäßigen Verfassung. Die Ämtereinweisung und die Etablierung der politischen Parteien erfolgten nicht nach dem Willen des deutschen Volkes, sondern durch die landnehmende Macht, repräsentiert durch die Siegermächte. Deshalb ist auch heute noch die Feststellung eines Staatsrechtlers der Kieler Universität zutreffend: Wir haben keine unmittelbare Demokratie, sondern eine Repräsentanz der Macht.

Durch die Fortsetzung des Krieges mit politischen Mitteln ist der herrschende Einfluß der marxistischen und liberalistischen Ideologen, die bei der Ämterverteilung bevorzugt wurden, institutionalisiert und auf Dauer angelegt worden. Marxistische und liberalistische Ideologen stellen auch die Kernmannschaft der Umerzieher. Die Umerziehung ist ein Produkt der Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Durch die Umerziehung sollte das deutsche Volk nicht nur in seiner charakterlichen, geistigen und seelischen Substanz getroffen werden, sondern indirekt auch in seiner biologischen. Seit der bedingungslosen militärischen Kapitulation sind die Deutschen einer Dauerbeeinflussung ausgesetzt gewesen, die praktisch einer Unterwerfung unter den Siegerwillen gleichkommt, im Osten wie im Westen. Eine Umwertung aller Werte ist imgange. Dieses geistige Verwirrspiel dient der nationalen Selbstentfremdung und ist ein taktisches Mittel in der Strategie der Weltmächte. Die geschichtlichen und kulturellen Zusammenhänge des deutschen Volkes sollen gestört und unterbrochen werden. Die Geschichtsverfälschung, die unter der Bezeichnung Vergangenheitsbewältigung betrieben wird, und die Sprachverfälschung durch sinnverändernden Gebrauch von Wörtern und durch irreführende gegensätzliche Begriffsbildungen – Sprachregelung genannt – betreffen zwei Lebens- und Kulturbereiche, ohne die eine Identitätsfindung des deutschen Volkes, das heißt das Bewußtwerden seiner inneren Einheit nicht möglich ist. Ein weiteres Produkt der Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln ist die in Yalta im Februar 1945 n. übl. Ztr. von Stalin, Roosevelt und Churchill beschlossene Teilung Deutschlands; Churchills mangelnde Voraussicht ließ ihn zum Totengräber des englischen Imperiums werden.

Die Umerziehung, deren Aufgabe es sein sollte, das geistige und sittliche „Rahmengebäude eines ganzen Volkes zu zerstören und diesem einen neuen Geist aufzuprägen" (Louis Nizer in: What to do with Germany) hat das kulturelle Leben schwer vergiftet. Die Lüge ist dadurch zu einem fundamentalen Prinzip unseres überindividuellen geistigen und kulturellen Lebens geworden. Die Lüge ist nach dem „Wörterbuch philosophischer Begriffe", die „bewußt unwahre, eine Täuschung beabsichtigende Aussage, die Verdrehung der Tatsachen, die gewollte Zweideutigkeit und Unbestimmtheit, die Verstellung und Heuchelei". Professor Steinbuch, Stuttgart, hat das treffend und kürzer ausgedrückt: Die Lüge kommt nicht so sehr als Negation (Verneinung) der Wahrheit, sondern als falscher Gedanke und falsche Vorstellung.

Die Vergiftung des überindividuellen geistigen und kulturellen Lebens mußte nach dem Gesetz des Pendelausschlages eine Rückbesinnung auf die zentrale Aufgabe der Religion als Hüterin von Moral und Ethik auslösen.

Die Umerziehung war in Ost und West von einer Zuteilung der Lebensmittelrationen begleitet, die unterhalb des physiologischen Existenzminimums lagen. General Eisenhower berichtete, daß in seinem Gebiet die „durchschnittliche Nahrungsmittelmenge für deutsche Zivilpersonen um ein Drittel unter dem Existenzminimum bliebe". Damit sollte das deutsche Volk auch in seiner biologischen Substanz direkt getroffen werden, ein Ziel, dem auch die Zerstörung von Arbeitsplätzen durch Demontage, der Abbruch von Fabriken

und Industrieanlagen und das Verbot von zukunftträchtigen Technologien dienen sollten.

Mit der bedingungslosen militärischen Kapitulation, der völkerrechtswidrigen Verhaftung der Reichsregierung und der Versagung eines Friedensvertrages mit Amnestieklausel wurden von den alliierten Siegermächten Maßnahmen eingeleitet, die eine Strategie bei der Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln sichtbar und einen Totalitarismus erkennbar machten, deren Folgen erst Jahrzehnte nach der Einstellung der Kampfhandlungen einer wachsenden Zahl von Menschen zum Bewußtsein kamen: Die Aufteilung des deutschen Reiches in mehrere Teile, die beispiellose Vergiftung des überindividuellen geistigen und kulturellen Lebens und einen dadurch ausgelösten Gesittungsverfall, der das moralische und ethische Verhalten betrifft. Diese Entwicklung bedarf einer sorgfältigen Untersuchung und Prüfung durch die Wissenschaft.

Der Siegeszug der Wissenschaft hat das alte statische Weltbild aus den Angeln gehoben. Es mußte im Zeitalter der Physik und der Biologie einem durch und durch dynamischen Weltbild weichen. Wie das Weltbild hat sich auch das Menschenbild, das Wissen über die Stellung des Menschen im Natur- und Lebensgeschehen von grundauf verändert. Das neuzeitliche biologische Menschenbild hat das spekulative Menschenbild der Bibel, das unbiologische Menschenbild des Marxismus und des Liberalismus ad absurdum geführt, das heißt ihre Unhaltbarkeit bewiesen. Mit den bahnbrechenden wissenschaftlichen Erkenntnissen der Physik und der Biologie, für die Kopernikus und Darwin Symbolfiguren sind, und mit der Philosophie von Kant, „dem größten deutschen Philosophen und neben Plato dem größten Philosophen überhaupt, den die Geschichte kennt“, ist eine Zeitenwende eingeleitet worden. Die neue Zeit ist gekennzeichnet durch die Wissenschaft und durch die unheimliche Macht der neuen Technologien, die mehr und mehr als eine Gefahr für die menschliche Zukunft empfunden werden. Der Fortschrittsglaube, der Wahn von einem unbegrenzten allgemeinen Fortschritt hat nicht nur seinen Glanz und Heiligenschein verloren, sondern beginnt einer Zukunftsangst Platz zu machen. In dieser Zeitenwende, in der wir noch stehen, haben sich nicht nur das Weltbild und das Menschenbild verändert, sondern ist auch das veraltete Gottbild gestürzt. Aus dem spekulativen Menschenbild der Bibel und aus dem vorbiologischen Menschenbild des Marxismus und Liberalismus läßt sich eine lebensgerechte ethische Ordnung nicht ableiten. Das moralische und ethische Verhalten und die Religion haben mit der Entwicklung der dämonischen Macht der neuzeitlichen Technologien nicht Schritt halten können. Das neue Welt- und Menschenbild erfordert aber eine ihm adäquate, ihm angemessene ethische Ordnung. Die Zeit für eine religiöse Erneuerung ist reif. Die tiefe Erschütterung durch den zweiten Weltkrieg und insbesondere durch die Nachkriegszeit, mit seiner Verfolgung von Millionen Deutscher in der eigenen Heimat und der Vertreibung von Millionen Deutscher aus ihrer angestammten Heimat im Osten; durch die Mißachtung des Völkerrechts und der Menschenrechte, durch die in Wirklichkeit kontroversen und gegeneinander gerichteten Mächte, die gesiegt haben, die keinen Frieden schufen, weil sie keinen Frieden schaffen wollten; durch die Chaotisierung des ethischen und moralischen Verhaltens, durch die Verabsolutierung der negativen individuellen Freiheit; das Wachhalten des Kollektivschuld-Vorwurfes und die Verhinderung einer Amnestie durch die etablierten Parteien; dieses dauernde Verwirrspiel, verstärkt durch volksverhetzende gegensätzliche politische Begriffsbildungen, ist das überindividuell geistige und kulturelle Leben so vergiftet worden, daß die Sehnsucht nach inneren Frieden und nach einer neuen ethischen, naturgesetzlichen und sittengesetzlichen Ordnung immer stärker geworden ist.

Die Erneuerung des religiösen Lebens unseres Volkes auf der Grundlage der neuzeitlichen Erkenntnisse der Wissenschaft, insbesondere der Biologie, ist deshalb eine Forderung unserer Zeit, um dem Gesittungsverfall und der Zersetzung der moralischen Ordnungen durch die hertschenden Ideologien Einhalt zu gebieten.

Religion – was ist das ?

Das Fremdwort Religion wird in Deutschland nachweislich erst seit 1517 n. übl. Ztr. neben den bisher üblichen Bezeichnungen Glaube und Bekenntnis gebraucht (Sigrid Hunke). Mit der Einführung dieses Wortes ist eine sprachliche Verwirrung ausgelöst worden, weil Glaube und Religion zu identischen, das heißt, ein und dasselbe bedeutenden Begriffen gemacht worden sind, was sie ihrer Herkunft und ihrem Begriffsinhalt nach nicht sind. Glaube und Religion sind vielmehr zwei unterschiedliche Begriffe, die deshalb klargestellt werden müssen.

Außer den in Europa herrschenden christlichen Religionsorganisationen gibt es noch andere Großreligionen, von den vielen Sekten ganz abgesehen. Alle sprechen von Religion und alle meinen damit etwas ganz anderes. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn sich gerade solche Menschen, die den Dingen auf den Grund zu gehen pflegen, sich fragen: Religion, was ist das ?

Begrifffliche Klarheit zu schaffen ist eine ursprüngliche Aufgabe jeder wissenschaftlichen Arbeit. Das ist jedermann einleuchtend, weil die Forschungsergebnisse in einer Sprache mit eindeutigen Begriffen mitgeteilt werden müssen, damit sie für die Wissenschaftler in aller Welt den gleichen irrtumsfreien Aussagewert haben. Es hat sich deshalb eine Wissenschafts-Sprache entwickelt.

Der Nobelpreisträger Jacques Monod hat in seinem Buch „Zufall und Notwendigkeit“ die Objektivität als axiomatisches Prinzip jeder wissenschaftlichen Tätigkeit bezeichnet. Ein Axiom ist ein unbedingt gültiger Grundsatz, der keines Beweises bedarf. Unter Objektivität ist die strenge, wirklichkeitsbezogene Darstellung eines Sachverhaltes zu verstehen, wobei alles Subjektive ausgeschaltet ist. Eine wissenschaftliche Mitteilung muß frei sein von allen persönlichen Neigungen, Voreingenommenheiten und willkürlichen Geglaubtheiten, ja, von persönlichen Wertungen. Auf diesen Prinzipien fußend hat die Wissenschaft in den letzten zwei Jahrhunderten ihren Siegeszug antreten können. Sie hat unser Wissen über das Natur- und Lebensgeschehen staunenswert vertieft und erweitert.

Begriffliche Klarheit zu schaffen und strenge Objektivität müssen auch grundlegende Faktoren der Religion sein. Sie sind der eherne Fels, auf dem die Religion unserer Zeit ruhen muß. Dadurch wird auch die Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft gewährleistet. Die Definition der Begriffe Glaube, Religion und Gott, die dem neuen dynamischen Weltbild gerecht wird, ist von großer geistesgeschichtlicher Bedeutung.

Das Hauptwort Glaube ist von dem Tätigkeitswort „glauben“ abgeleitet. Darüber sagt der Duden, Herkunftswörterbuch: „glauben“, althochdeutsch „gilouben“ gotisch „galaubjan“ gehen zurück auf germanisch „galaubjan“, „für lieb halten“, „gutheißen“, das zu der weitverzweigten Wortgruppe „lieb“ gehört. Schon bei den Germanen bezog sich „glauben“ auf das freundschaftliche Vertrauen eines Menschen zur Gottheit. Nach der Christianisierung drückte es dann das religiöse Verhalten zum Christengott aus.

Das Wort Religion ist dem Lateinischen entlehnt. Seine Abstammung ist aber seit altersher umstritten. Die katholischen Kirchenväter Augustinus und

Lactanzius leiten es von „religere" gleich „wiedererlangen" oder von „religare", das heißt „zurückverbinden" ab, weil das zu den katholischen Vorstellungen von der Erlösung besser paßt. Die älteste Sprachquelle für das Wort Religion ist jedoch das Werk „De Natura Rerum" von Cicero, in dem es von „relegere", das heißt „sorgfältig beachten" abgeleitet ist. Dort steht der Satz: „Diejenigen, die alle Dinge, die mit den Göttern zu tun haben, sorgfältig beachten, werden religiös genannt." Zur Zeit von Cicero waren die Götter noch Personifizierungen von Naturkräften, die auf das Leben des Menschen einen starken Einfluß hatten. Götter und Göttinnen dienten als Regulative für das menschliche Verhalten. Die Sprachgeschichte hat uns mit dem Tätigkeitswort „sorgfältig beachten" einen fruchtbaren Hinweis dafür gegeben, daß das Wort Religion ein menschliches Handeln und Verhalten bezeichnet, das in einem Zusammenhang mit der Gottvorstellung steht. Gott ist demnach ein Bezugspunkt und Orientierungspunkt für das menschliche Verhalten. Eine religiöse Erneuerung steht deshalb vor der Aufgabe, das Wort Gott nach objektiven, wissenschaftlichen Erkenntnissen abzugrenzen. Die Gottvorstellungen dürfen nicht individuellen Gefühlen überlassen bleiben, wenn von der Religion eine ordnende Kraft für das Volks- und Gesellschaftsganze ausgehen soll. Wenn auch zugegeben werden muß, daß alle objektiven Erkenntnisse letztlich hypothetischen Charakter haben, so muß ihnen doch zugute gehalten werden, daß „das wissenschaftliche Wissen das beste Wissen ist, das wir haben" (Karl Popper).

Gott ist anders

Gottvorstellungen sind bei allen Völkern der Erde vorhanden, und Gottvorstellungen wird es auch in Zukunft geben. Sie sind menschentypisch. Denn es ist ein elementares Gefühlserlebnis, „daß der Kulturmensch sich in weltweiten Zusammenhängen des Belebten und Unbelebten eingesponnen weiß" (Kolbenheyer). Deshalb werden die Menschen niemals aufhören, über Zusammenhänge nachzudenken, die über das Ich hinausführen und sie werden nicht ruhen, diese Zusammenhänge zu ergründen und das überindividuelle Geschehen zu erforschen. Sie wollen wissen, welche Bedeutung diese Zusammenhänge und dieses überpersönliche Geschehen für das menschliche Geschehen haben. Das Wort Gott ist nur eine Bezeichnung, aber keine Erklärung. Sicher ist nur, daß es ein gemeingermanisches Wort ist (althochdeutsch „god", gotisch „guth", englisch „god", schwedisch „gud"), und daß es ursprünglich sächlichen Geschlechts war. Das weist darauf hin, daß „god" ursprünglich nicht jemand, sondern etwas bezeichnet hat. Nach der gewaltsamen Bekehrung zum Christentum, hat sich im ganzen germanischen Sprachraum dieses Wort zur Bezeichnung des Christengottes durchgesetzt. Mit unserem heutigen Wissen über das Natur- und Lebensgeschehen ist die bei uns überwiegende jüdisch-christliche Gottvorstellung von einem personal gedachten Absoluten nicht mehr in Einklang zu bringen. Absolut heißt losgelöst. Das Absolute ist demnach etwas, das vom Sein und von der erfahrbaren Wirklichkeit losgelöst ist. Es ist das Unbedingte, das aus sich selbst Bestehende. Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfängt, daran ist gar kein Zweifel, hat schon Kant festgestellt. Was jenseits der Grenzen möglicher Erfahrung liegt, ist keine Erkenntnis und kein Wissen, sondern nur eine Annahme. Gott als das personal gedachte Absolute ist deshalb nur eine Annahme oder eine Geglaubtheit. Die Widersprüche zwischen Vorstellung und Wirklichkeit, zwischen Wissen und Glauben (im Sinne von Fürwahr-halten) sind unüberbrückbar.

„Nichts ist absolut" (Kant) und „nichts ist isoliert" (Goethe). Alles steht mit allem in einem Funktionszusammenhang, das Kleinste mit dem Größten, das Nächste mit dern Entferntesten. Nur deshalb, weil alles in einem Funktionszusammenhang steht, ist es der Wissenschaft möglich geworden, die Existenz der entferntesten Sternensysteme, der Galaxien, die über 10 Milliarden Lichtjahre weit weg sind, mit den Mitteln der neuzeitlichen Technik festzustellen. Das ist eine Entfernung, die das menschliche Vorstellungsvermögen übersteigt. Das All mit seiner unermeßlichen Fülle von Erscheinungen, Dingen, Funktionsweisen und von Systemen über Systemen stellt eine unermeßliche Funktionseinheit dar, außerhalb der es nichts gibt. Das Absolute, das nur eine philosophische Annahme ist, steht außerhalb der Grenzen möglicher Erfahrung, weshalb es auch kein Wissen und keine Erkenntnisse darüber geben kann. Alle Vorstellungen über das Absolute sind deshalb nur leere und haltlose Spekulationen. Die menschliche Phantasie ist nicht einmal in der Lage, sich ein Lebewesen vorzustellen, das noch nicht entdeckt ist, sei es eine Pflanze oder ein Tier. Vorstellungen über ein personal gedachtes Absolutes, das mit Eigenschaften ausgestattet sein soll, die dem menschlichen organischen Funktionssystem eigen sind und von denen sie sich nur dadurch unterscheiden, daß sie ins Grenzenlose übersteigert sind, wie z.B. allwissend, allweise, allgütig und allmächtig, sind Produkte einer ausschweifenden Phantasie, aber kein Wissen, keine Wahrheit und keine Wirklichkeit.

Das falsche Welt- und Gottbild mußte zwangsläufig ein falsches Menschenbild zurfolge haben, denn aus falschen Denkansätzen und Vorstellungen können nur irrige Schlußfolgerungen gezogen werden, wie aus der Bibel hervorgeht. Die Verfasser der Bibel, die Schriftgelehrten in einer Gesellschaft von Analphabeten, haben ein rein spekulatives Menschenbild produziert, das sie in der Schöpfungsgeschichte so darstellten: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht". Sie räumten damit dem Menschen eine Sonderstellung im Natur- und Lebensgeschehen ein, die er nach den wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht hat. Der Mensch steht nicht über der Natur, sondern in einem unlösbaren Funktionszusammenhang mit dem Natur- und Lebensgeschehen und mit den übrigen Lebewesen, denen er seine Existenz verdankt. Diese unlösbare Verbundenheit und Bedingtheit und damit Abhängigkeit ist aus der Entwicklungsgeschichte des Lebendigen, insbesondere der Lebewesen unwiderlegbar abzulesen. Diese Funktionszusammenhänge zwischen den Lebewesen und ihr aufeinander Angewiesen-sein ist ohne langes Studium der Biologie aus der Erlebnis- und Erfahrungswelt des Bauern, wenn auch in groben Zügen, deutlich zu erkennen: Auf totem, sterilen und keimfreien Boden gedeiht kein Pflanzenwachstum, aber auf fruchtbarem Mutterboden. Es ist das immerwährende Leben und Sterben der Kleinlebewesen, die den Boden fruchtbar machen. Mehrere Millionen solcher Kleinlebewesen sind in einem Kubikzentimeter fruchtbarer Muttererde. Die von diesem reichen Bodenleben herbeigeführte Fruchtbarkeit ist die Voraussetzung für das höhere Pflanzenwachstum, das wiederum die Ernährungsgrundlage und die Voraussetzung für die Entwicklung der tierischen Lebewesen ist. Ohne die tierische Welt gäbe es keine Menschen. Denn der Mensch ist das Ergebnis einer jahrmillionen langen Entwicklung aus vormenschlichen tierischen Lebensformen. Er ist das jüngste Glied in dieser langen Lebenskette. Als solches ist er das komplizierteste und das am höchsten entwickelte organische Funktionssystem – und, nicht ganz ohne Ironie gesagt – das überflüssigste. Wenn der Mensch morgen von der Erde verschwinden oder auf einen anderen Stern umgesiedelt würde, das Lebensgeschehen ginge ungestört weiter. Wenn aber die Kleinlebewesen untergingen, wür-

den sie alles höhere pflanzliche und das tierische Leben mitsamt den Menschen mit in den Untergang reißen. Diese Funktionszusammenhänge zwischen den Lebewesen und ihre Abhängigkeit voneinander lassen die Stellung des Menschen im Natur- und Lebensgeschehen in einem anderen Lichte erscheinen als die Bibel. Der Mensch ist weder ein Ebenbild Gottes, noch ist er der Mittelpunkt oder Bezugspunkt des Lebensgeschehens. Er ist nur eine Art unter zwei Millionen anderer Arten von Lebewesen. Allerdings eine Art mit Fähigkeiten, die wie ein großes Wunder erscheinen, die aber auch, wie das Atomzeitalter befürchten läßt, eine Gefahr für ihn selbst werden können.

Das Menschenbild der Bibel, des Marxismus und Liberalismus ist ein großer Irrtum mit verhängnisvollen Folgen. Denn dieser Irrtum ist nicht zuletzt die Ursache „von den vielen Todsünden, welche die zivilisierte Menschheit gegen die Natur, auch gegen die Natur des Menschen begeht“ (Konrad Lorenz).

Im Lichte der wissenschaftlichen Erkenntnisse hat sich seit Kopernikus das Weltbild und mit ihm das Menschenbild von grundauf verändert. Unverändert wirksam, wie seit eh und je, sind die Naturgesetze, die das Natur- und Lebensgeschehen bedingen. Sie sind die alles bewegende und ordnende Kraft. Mit ihrer Erforschung durch die Wissenschaft sind neue Autoritäten entstanden, die die Menschen zu beachten haben. Ihre Mißachtung ist letztlich die Ursache der maßlosen Ich-Bezogenheit und der Naturentfremdung unserer Zeit, die von der hochentwickelten und verbreiteten Technik begünstigt wird. Die moderne Zivilisation ist nicht nur eine Gefahr für unsere Umwelt, sondern bedroht die Grundlagen der menschlichen Existenz, wenn das moralische Verhalten und die Erschöpfung der Rohstoffvorräte dieser Entwicklung nicht rechtzeitig Grenzen setzen.

Das neue biologische Menschenbild ist von den Natur- und Lebensgesetzen geprägt und bedingt. Sie sind es, denen der Mensch seine Entstehung verdankt. Vor den neuen Autoritäten der Naturgesetze kann weder das jüdisch-christliche Gottbild noch das davon abgeleitete Menschenbild bestehen. Mit den geistigen Auseinandersetzungen, die durch die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse ausgelöst wurden, hat ein Wandel des Gottbildes eingesetzt, der charakteristisch für die Zeitwende ist, in der wir leben. Für diesen Wandel ist schon die von Goethe gestellte Frage kennzeichnend: „Was wär ein Gott, der die Welt von außen stieße, das All am Finger laufen ließe? Ihm ziemts, die Welt im Innersten zu bewegen“. Dieser Wandel kommt auch in den Thesen zum Ausdruck, die der katholische Theologe Hans Küng, Professor an der Universität Tübingen, bei einem Vortrag in Peking anläßlich eines Symposiums von Gelehrten der chinesischen Akademie für Sozialwissenschaften und Mitgliedern des Kennedy-Instituts für Ethik in Washington aufgestellt hat: „Überholt ist die Frage nach dem Gott des alten Weltbildes, nicht überholt ist die nach dem Gott des neuen Weltbildes“. Auf eine Objektivierung des Gottesbegriffes hat schon Kant hingewiesen. In „Kritik der Urteilskraft“ fordert er eine Theologie, „die den Begriff ‚Gott‘ für den höchsten Gebrauch der Vernunft zureichend bestimmt“.

Den Gottesbegriff und die Gottvorstellungen neu zu definieren und abzugrenzen, ist eine unumgängliche Voraussetzung einer religiösen Erneuerung. Denn Gott kann nicht im Widerspruch zur Natur stehen. Das heißt: die neuen naturgesetzlichen Autoritäten müssen Eingang finden in die reformierten Gottvorstellungen, denn Gott ist anders.

Über die Gottesvorstellungen

Nach den wissenschaftlichen Erkenntnissen muß das Weltall als kosmisches Funktionssystem, das zugleich auch Ordnungs- und Antriebssystem ist (A. Portmann), gedeutet werden. Die biblische Annahme, daß ein Gott von außerhalb das Natur- und Lebensgeschehen steuert, ist widersinnig, weil dadurch wieder neue Funktionszusammenhänge hergestellt werden müßten. Wenn wir von der Vorstellung eines kosmischen Funktionssystems ausgehen, dann ist die Frage nach der Urheberschaft des Weltalls für die Lebensführung und Lebensgestaltung des Menschen unerheblich. Aber von entscheidender Bedeutung für das menschliche Verhalten ist die Kenntnis, wie dieses System funktioniert. Das Tun und Lassen des Menschen als dem höchstentwickelten organischen Funktionssystem auf Erden muß im Einklang mit den bestimmenden Funktionsweisen des alles übergreifenden kosmischen Systems stehen. Aus der Koordinierung oder Aufeinander-Abstimmung der Funktionen leiten sich Pflichten für den Menschen ab.

1. Im dynamischen Weltbild ist das Wort Gott das sprachliche Symbol für die Funktionsweisen, die „die Welt im Innersten“ zusammenhalten und die bewirken, „daß alles sich zum Ganzen webt, eins im andern wirkt und lebt“, die alles Einzelne zu einem „Unabsehlich Großen mit Welten über Welten und Systemen über Systemen“ fügen und die im scheinbaren Durcheinander des Natur- und Lebensgeschehens eine Ordnung gewährleisten, die nicht nur vorübergehend, sondern auf Dauer angelegt ist und Ewigkeitscharakter hat; eine Ordnung, „die unser Gemüt mit immer neuer zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt“. Das Wort Gott ist deshalb auch das sprachliche Symbol für Denkvorgänge über etwas, das uns übergeordnet ist, dem wir uns einordnen und unterordnen müssen, wenn wir ordentlich und lebensrichtig leben wollen. Dadurch ist Gott auch das Symbol für etwas, das von Anbeginn wirksam ist und wirksam bleibt in alle Ewigkeit.

2. Gott ist demnach das Sinnbild des Ewigen, des Unwandelbaren im ewigen Wandel des Werdens und Vergehens. Im Naturgeschehen gibt es keine Mitte, auf die sich alles beziehen könnte, gibt es kein oben oder unten, sondern alles ist in unablässiger Bewegung. Diese Erkenntnis hat der große griechische Philosoph Heraklit schon vor 2500 Jahren in die berühmten Worte gefaßt: *panta rhei*, alles fließt.

Das Bleibende im dynamischen Natur- und Lebensgeschehen sind die Funktionsgesetze, die den Gang der Dinge bestimmen. In der Umgangssprache werden sie Naturgesetze genannt. Die Wissenschaft definiert sie als „erfahrungsmäßig gegeben und empirisch immer wieder bestätigte Regelmäßigkeiten des Naturgeschehens“. Die Naturgesetze sind das Ewige im Zeitlichen. Durch sie offenbart sich ein ewiger Wille im Sinne einer inneren Kraft der Welt und aller ihrer Erscheinungen. Über sie bekennt der Verhaltensforscher Konrad Lorenz: „So glaube ich, daß das Universum von einem einzigen Satz von untereinander widerspruchsfreien Naturgesetzen regiert wird.“ Und von dem großen Physiker Max Plank stammt der Ausspruch: „Die Gottheit ist wesensgleich mit der naturgesetzlichen Macht.“ Für Kant ist Gott „die alles durchwaltende Strebung“. Die Weltanschauung des römischen Kaisers Marc Aurel kennzeichnet sein Ausspruch: „In der Welt ist ein alles durchdringender Gott“.

3. Gott ist überall. Das Wort Gott ist auch das Sinnbild des Allgegenwärtigen und des allem Innewohnenden, der Immanenz, denn die Naturgesetze sind in allem wirksam. Konrad Lorenz spricht in „Die Rückseite des Spiegels“ von den „allgegenwärtigen Naturgesetzen“.

4. Gott ist auch das Symbol für die ewigen Wahrheiten; da nichts absolut oder isoliert ist und das Absolute nur eine philosophische Annahme ist, kann es auch keine absolute Wahrheit geben.

Das Streben der Philosophen aller Zeiten nach der ewigen Wahrheit führte letztlich in eine Sackgasse. Es ist eine der großen Leistungen von Kant, daß er nicht der Frage nachging, was ist Wahrheit, sondern wie ist Erkenntnis möglich. Während die Philosophie bis heute keine absolute Wahrheit gefunden hat und auch künftig keine finden wird, haben die Naturwissenschaften in den zeitlos gültigen Naturgesetzen ewige Wahrheiten entdeckt. Goethe nennt sie deshalb die „ewigen, ehernen, großen Gesetze, nach denen wir alle unseren Lebenskreis vollenden müssen".

Die Kenntnis der Naturgesetze gehört zu den elementanten Kulturgütern der Menschheit, auch wenn sie im überindividuellen geistigen Leben und im Bewußtsein der Menschen noch nicht den Platz einnehmen, der ihnen gebührt.

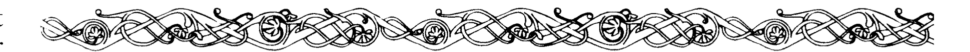
5. In der Sprache der Völker hat Gott viele Namen, in denen sich ihre Gottvorstellungen widerspiegeln, wie z. B. das „Hohe" oder das „Heilige" und das „Ewige". Nach der dem dynamischen Weltbild gemäßen Definition des Gottesbegriffes kommt in der Bezeichnung „das Hohe" der hohe Funktionsrang zum Ausdruck, den die Naturgesetze bei der Lebensgestaltung haben. Das selbstbezogene Denken macht blind für dieses überpersönliche Geschehen. Mit der Bezeichnung „das Heilige" soll auf den hohen Funktionswert hingewiesen werden, den die Naturgesetze in der Lebensführung jedes Einzelnen und bei allen ordnungspolitischen Aufgaben für Familie und Volk haben.

6. Dem Begriff Gott wesens- und bedeutungsgleich ist das Wort Allmacht, wenn damit die Macht verstanden wird, die dem All innewohnt und in allem wirksam ist. In der christlichen Theologie wird dagegen Allmacht als eine Eigenschaft Gottes verstanden, wodurch ein neuer, rein spekulativer Begriff entstanden ist, die Allmächtigkeit. Die Wortbildungen „allmächtig" und „Allmächtigkeit" haben in der Wirklichkeit des Naturgeschehens keine Entsprechung. Es gibt im ganzen Natur- und Weltgeschehen keine Erscheinung, zu der das schmückende Beiwort „allmächtig" paßt. Dem Begriff „Allmächtigkeit" liegt keine Erfahrung und keine objektive Erkenntnis zugrunde. Allmächtigkeit ist ein rein spekulativer, leerer Begriff, denn „Begriffe" ohne Anschauung sind leer (Kant).

7. Das Wort Gott ist letztlich auch das sprachliche Symbol für die höchste Autorität. Autorität bedeutet nach dem Duden ursprünglich „Urheberschaft". Im weitesten Sinne wird als Autorität „der maßgebliche Einfluß auf Menschen bezeichnet, der kraft höherer Leistung, überlegener Einsicht und deshalb auch kraft Amt, Stellung und Tradition ausgeübt wird". In den Natur- und Lebensgesetzen offenbart sich ein ewiges Funktions- und Ordnungsprinzip, durch das die Allmacht oder die Macht Gottes einsichtig und anschaulich geworden ist, und deshalb Autorität und Ehrfurcht beanspruchen kann.

Eine Darstellung und Abgrenzung der Gottesvorstellungen ist nur innerhalb der Grenzen objektiver Erkenntnisse erlaubt. Eine so umfassend wie mögliche Definition des Gottesbegriffes aufgrund des neuen Welt- und Menschenbildes ist notwendig, weil Gott der Bezugspunkt des religiösen und sittlichen Lebens ist. Sie ist aber noch aus einem andren Umstand notwendig. Je klarer und vollständiger die Abgrenzung des Gottesbegriffes ist, um so geringer ist die Möglichkeit, mit dem Namen Gott Mißbrauch zu treiben.

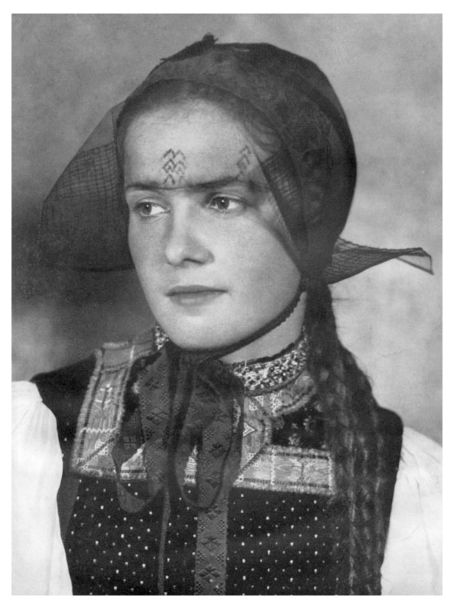
Matthias Haidn



Deutsche Bauerntrachten

Abbild deutschen Volkstums und deutschen Volksgesichts

Die bange Nacht ist herum. Die Sterne verblassen. Der rollende Donner der Eisenbahn verhallt in der Ferne. Der Wanderer reckt die Glieder und eilt der finster drohenden Bergmauer entgegen, die sich gegen den Morgenhimmel vor ihm auftürmt. Noch harrt alle Kreatur dem kommenden Tage entgegen. Nur hier und da ein schüchternes Vogelzirpen, als wolle der kleine Musikant das Instrument für das nahe Konzert stimmen. Aber dann schießen die feurigen Pfeile am Firmament empor. Siegreich steigt das allbelebende Gestirn über die breite Kuppe des Kniebis herauf. Und mit einem Schlage setzt die tausendstimmige Symphonie der gefiederten Kapelle ein. Lauter rauscht die wilde Rench durch ihr enges Bett. Und nicht lange mehr währt es – dann hallen Berg und Tal von Böllerschüssen wider. Im Kirchlein am grünen Hang springen die Pforten auf, und heraus strömt das Völklein der Schwarzwälder Bauern, die Männer in den dunklen langen Röcken, aus denen das feuerrote Futter hervorleuchtet, die Frauen in den malerischen Gewändern, die noch aus der Urväterzeit stammen.



Schwarzwaldmädchen aus dem Gutachtal in schwarzer Schleierhaube. Der buntseidene Halsgoller ist meist mit Handstickereien verziert.



Braut aus Probsthagen in Lindhorster Tracht (Schaumburg-Lippe). Acht „Tressen" (Goldbänder) fallen vom Kranz bis zum Rocksaum herab, sechs nach hinten und zwei nach vor, alle mit kleinen Spiegeln besetzt.

Was rührte eindringlicher an das Herz des Gegenwartsmenschen als das ehrwürdige Brauchtum, das der Bauer treu bewahrte, als die schöne bunte Tracht, die sich gegen alle – zum Teil recht fragwürdigen – Errungenschaften der Neu-



Bückeburger Großbäuerin in sonntäglicher Kirchentracht. Über dem reichgestickten Schultertuch liegt ein doppelter weißer Spitzenkragen, der ebenfalls Gold- und Perlenstickerei aufweist. Die „Handschen“ (fingerlose Handschuhe) sind Perlenstickerei.



Ledige wendische Patin aus Schleife und Kinder in Sonntagstracht. Die Miederverschnürung ist kornblumenblau, das Schultertuch in schwarzer Kreuzstichstickerei. Die Hauben der Kinder sind statt rot weiß, weil kürzlich im Dorf ein kleines Kind gestorben ist.



Wendische Braut aus Schleife. Sie trägt unter dem Arm die „Regenrolle“. Der Kopfputz ist aus vielen Bändern in mühevoller Arbeit mit Nadeln zusammengesteckt.

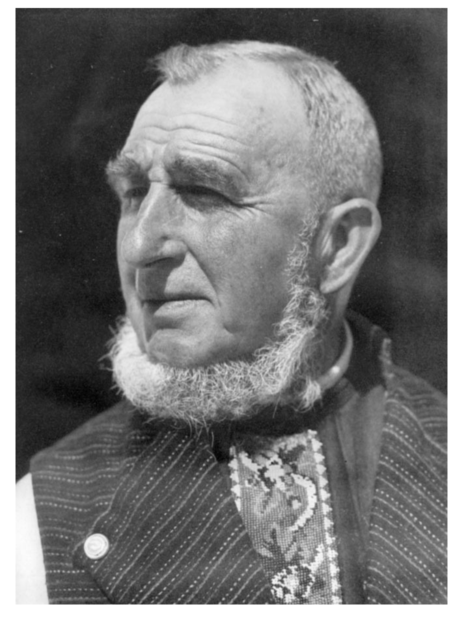
zeit bis ins letzte Jahrhundert behauptete! Zwar war schon so manches verloren gegangen von dem Erbe der Jahrhunderte. Es fehlte ihm die liebevolle Pflege, die hier doch so sehr vonnöten ist. Ein unersetzlicher Schatz deutschen Volkstums, ein unübersehbarer Reichtum steckt in der bäuerlichen Kultur, in den uns überkommenen Trachten, wie sie uns sonderlich in den abgelegenen Teilen unseres Vaterlandes entgegentreten.

Da ist es vor allem *Hans Retzlaff*, Berlin, der durch seine reich illustrierten vorbildlichen Werke „Deutsche Bauerntrachten“ (Atlantis-Verlag) und „Bildnis eines deutschen Bauernvolkes“ (Verlag Grenze und Ausland) begeisternde Kostproben von diesem unschätzbaren Gut liefert. Diese – nur noch antiquarisch erhältlichen – Bücher darf man ohne Übertreibung als die schönsten ihrer Art bezeichnen und sie jedem auf das wärmste empfehlen. Besser als jedes Wort vermögen die in diesem Aufsatz veröffentlichten Aufnahmen zu beweisen, wie sehr Hans Retzlaff Könner und Künstler ist.

Denn nicht jedermann verfügt über die Muße und den Beinschwung, um das bäuerliche Volk selbst in seiner Heimat, bei seinem alltäglichen und bei seinem festlichen Tun und Treiben aufzusuchen. Eindringlicher und lebensvoller wirkt die liebevolle Betrachtung solcher Werke auf den Beschauer als die teils schauspielerische, teils maskeradenhafte Vorführung von Trachtengruppen auf den Umzügen und Faschingsbällen, wo dem altehrwürdigen Brauchtum eine Rolle zugewiesen wird, die der Wertschätzung solcher Kultur bisweilen eher zum Schaden als Vorteil gereicht. Eine Zurschaustellung, die lediglich dem Zeitvertreib dient, gerät gar zu



Der „Herr der Hann“ aus Klein-Scheuern (Siebenbürger Sachsen).



Mönchguter Fischer aus Alt-Reddewitz auf Rügen. Gestreifte, vorwiegend rote Weste aus selbstgewebtem Stoff, der Brustlatz mit Perlenstickerei verziert.



Bauernkind aus Riezlern im Kleinen Walsertal. Auch die Kinder tragen nach Art der Erwachsenen den bis unter die Arme hochgezogenen Faltenrock.



Schwälmer Konfirmand aus Holzburg. Zur Konfirmation zum erstenmal der langschößige kragenlose Abendmahlsrock mit Dreimaster.



Hessische Bäuerinnen aus dem Hüttenberger Land in ihrer kleidsamen Arbeitstracht.



Junge Bäuerinnen aus Lechnitz.

leicht in Gefahr, zu einer bloßen Belustigung zu werden und schließlich ins Lächerliche zu entgleiten. Es ist unschwer einzusehen, daß eine derartige Entwicklung nur dazu führen kann, einem ohnehin bedrohten Kulturgut noch mehr Abbruch zu tun, als dies in unserer schnellebigen Zeit leider bereits geschieht.

Denn es läßt sich nicht leugnen, daß alle Kräfte eingesetzt werden müssen, soll der Rest des bäuerlichen Brauchtums der alten Tracht vor dem völligen Aussterben gerettet werden. Denn was ist die bunte Tracht anders als der Ausdruck eines Selbstgefühls und eines kraftvollen Gemeinschaftsgeistes! Die Tracht dient ja nicht allein zum Schutze des Körpers. sie ist auch – wie Dr. Misch Orend angesichts des Brauchtums der Siebenbürger Sachsen sehr schön sagt –



Schwarzwälder Bauernmädchen aus dem Glottertal. Zum einfarbigen blauen oder grünen Rock glitzernde Seidenschürzen.



Schwäbische Bauern aus Forheim im Ries auf Kirchwacht. Sie schreiten mit Hellebarden durchs Dorf, wenn am Sonntag die Gemeine in der Kirche ist.

Ausdruck der seelischen Haltung. Der Geschmack des Volkes offenbart sich darin. Nicht der Einzelmensch entscheidet über das Werden der Tracht, über ihre Form und Farbe. Das ist vielmehr Sache der Gemeinschaft in ihrer mannigfachen Gliederung. Sie bestimmt darüber, was für die verschiedenen Geschlechter, Alstersstufen, für das Amt, für das Fest zu tragen billig und recht ist. Anders als das Schulmädchen kleidet sich die Braut, die Ehefrau, die Matrone. Manche Tracht ist darunter, die sich mit den heutigen Lebensgewohnheiten nicht mehr vereinbaren läßt. Aber wer sich in das Werden dieses Kulturgutes vertieft, stellt unschwer fest, daß es auch auf diesem Gebiete ein stetes Fortentwickeln gibt. Denn die Tracht ist nichts Ausgeklügeltes, sondern sie entstand in Anlehnung an die praktischen Bedürfnisse des Volkes. Und es läßt sich ferner nachweisen, daß es auch in vergangener Zeit ein Auf und Ab in der Wertschätzung dieses Brauchtums gegeben hat. So ist denn die Hoffnung berechtigt, daß die bäuerliche Tracht des deutschen Volkes nicht dem Untergange geweiht ist, daß sie vielmehr die Kraft besitzt, den alten Besitzstand zu behaupten und das von den Vätern Ererbte zu neuen Formen zu entwickeln. Wir brauchen sie nicht als Reste einer aussterbenden Kultur zu betrachten, und wir brauchen nicht wehmütig zu seufzen, wenn wir uns an all dem Ehrwürdigen und Lieblichen erquicken, was uns aus den Gewändern der Mönchguter Fischer und der Markgräfler Winzerinnen entgegenlacht.

Dr. Ludwig Hartmann
mit Aufnahmen von Hans Retzlaff



Baum und Wald – die grünen Wurzeln unseres Volkes

Der Baum war im Kulturbereich unserer Vorfahren nicht nur Lebenssymbol von vorrangiger Bedeutung, heute ist er ein Symbol der Mahnung gegen die gedankenlose Vernichtung unseres Landes, und die Zerstörung der Natur zeigt, wie falsch es ist, unsere Vorfahren aus der germanischen Geschichte als Barbaren zu bezeichnen. Der Baum mahnt uns nicht nur zur Rückkehr zu einem bescheideneren und gesünderen Leben. Er mahnt uns, eindringlich unsere Politiker aufzufordern, energisch und ohne Verzögerung gegen die Verbrecher an unserer Volksgesundheit vorzugehen. Was nützt uns die schönste Wohnhalle, das großartigste Auto, wenn der Mensch dem Siechtum entgegen geht, in der Mißachtung eherner Naturgesetze.

Wie viele ideelle Werte gehen uns verloren, wenn die Ehrfurcht vor der Natur, vor Bäumen und Wäldern abhanden kommt. Kulturdenkmälern wird oft größere Sorgfalt zugewandt als den Naturdenkmälern, die doch ebenso wichtig für Geist und Gemüt sind. Als Erbe, als kostbares Gut haben wir beide übernommen und müssen es ungeschmälert weitergeben.

Man muß sich vorstellen, daß es mit Bäumen so ist wie mit alten Häusern, Höfen und Burgen. Sie haben ihr eigenes geheimes Leben, ein vom Schicksal geprägtes Gesicht. Schweigende Zeugen aus alter Zeit, stumme Wahrer vergangener Generationen, die wir ehrfürchtig betrachten und behandeln müssen. Nicht nur die stolzen Parkbäume der Schlösser, Herrensitze und Burgen, mehr noch die Bäume an Bauernhöfen und Bürgerhäusern, aus denen wir selbst auch stammen.

„Leben wie ein Baum einzeln und frei
und brüderlich wie ein Wald,
das ist unsere Sehnsucht"

lautet der alte Spruch eines Weisen. In unserem Zeitalter der „Masse" und der „Massenreisen" gewinnt dieser Spruch neue Wahrheit.

Wälder prägen das Gesicht einer Landschaft wie ein Volk das Gesicht seines Landes prägt. Einzelne Bäume, herausragend durch Wuchs und Alter oder durch bevorzugten Standort müssen Verehrung und Schutz genießen und bleiben haften in der Erinnerung; ganz ähnlich den hervorragenden Gestalten der Geschichte.

Bäume und Wälder überdauern den Menschen, überleben Generationen. Das macht sie zum Bild des Starken, Bleibenden, der Zuverlässigkeit und steter Hoffnung: zum Inbegriff der Heimat.

Auch ist der Baum eines der großen Sinnbilder des Lebens, das uns in Mythen und Märchen begegnet, in denen vom „Baum des Lebens" gesprochen wird. Die altgermanische Edda erzählt von der Weltesche Yggdrasil, einem mythischen Baume, der seine Wurzeln bei den Wassern des Lebens hat, dessen Stamm hinaufreicht bis an den Himmel, in dem die Götter wohnen – so als Weltenachse das Göttliche mit dem Irdischen verbindet – und dessen Krone den Himmel trägt.

Noch heute gibt es Sitten und Volksbräuche, in denen Bäume oder Zweige eine Rolle spielen. Wir kennen die Übertragung als Stammbaum der Geschlechterfolge: das Herkommen aus Wurzeln, das Ausbreiten in Stämme und Zweige … Das alte Symbol, aus dem viele Feierleuchter entwickelt wurden, ähnelte alten Darstellungen der Weltesche.

Den herbstlichen Baum haben die Dichter bevorzugt zum Gegenstand gewählt, um ihre Empfindungen mit seinem Bilde zum Ausdruck zu bringen: Betroffensein und Erinnerung, Trauer und Hoffnung.

Wenn die Blätter fallen und nach stürmischen Tagen die Bäume kahl ihre Äste recken, dann sehen wir plötzlich manchen Baum unserer vertrauten Umgebung ganz neu. Jetzt schlägt den blattlosen Bäumen gleichsam die Stunde der Wahrheit. Schwarz zeichnet sich das Verborgene der Bäume gegen den Himmel ab, und jeder Baum läßt seinen besonderen Charakter erkennen in Wuchs, Verzweigung und Bewegung. Das Unterscheiden und Erkennen der vielen Arten ist ein winterliches Spiel von großem Reiz!

Aber ebenso, wie sich bei der Betrachtung der Bäume Vergleiche aufdrängen mit dem Menschenleben, nähren sie in rauher, winterlicher Umwelt die Zuversicht, daß zur rechten Zeit das Leben wieder erwacht und die Freuden des Sommers wiederkehren.

„Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume?"

So schreibt Gerda Holtzberg in der Zeitschrift „Stern unseres Lebens".

Unter gleichem Titel, den Worten von Günter Eich, hat Karl-Heinz Raach ein Buch herausgegeben. Höchst bemer-

kenswert sind die darin wiedergegebenen Aussprüche von Naturvölkern, so den Indianern, an denen bekanntlich der Völkermord in grausamster Weise mit Rassenhaß verübt wurde; aus hemmungsloser Habgier, unter Wegnahme völkischen Erbes, ihres unberührten Landes mit unendlichen Wäldern und uralten, ehrfurchtgebietenden Bäumen, für die viele Jahrhunderte dem „Großen Geist" gedankt wurde. „Gottes eigenes Land" nannte man diesen Kontinent später, wie genugsam bekannt. Der neue Gott aber war nicht der „Große Geist" der Indianer sondern der „Mammon"!

Das Raffen des Geldes um jeden Preis, das auch heute noch die Welt beherrscht, und das als „american way of life" von unseren Politikern zum Vorbild für unsere Gesellschaft – von „Volk" wird mit Absicht schon nicht mehr gesprochen – auserkoren wurde, steht im tiefsten Gegensatz zum völkischen Bewußtsein der ausgerotteten Indianer:

„Als die Erde mit all ihren Lebewesen erschaffen wurde, war nicht beabsichtigt, daß nur Menschen hier leben würden. Es war nicht beabsichtigt, daß unsere Mutter, die Erde, nur für uns dasein sollte. Wir wurden mit unseren Brüdern und Schwestern in diese Welt gesetzt, mit denen, die vier Beine haben, mit denen, die fliegen, und mit denen, die schwimmen. Alle diese Lebewesen, zusammen mit den winzigsten Gräsern und den größten Bäumen, bilden mit uns eine große Familie." *(Auszug aus einer Rede von Tekarontakeh, Mohawk-Indianer)*

„Weißt du, daß Bäume reden? Ja, sie reden. Sie sprechen miteinander, und sie sprechen zu dir, wenn du zuhörst. Aber die weißen Menschen hören nicht zu. Sie haben es nie der Mühe wert gefunden, uns Indianer anzuhören, und ich fürchte, sie werden auch auf die anderen Stimmen in der Natur nicht hören. Ich selbst habe viel von den Bäumen erfahren: manchmal etwas über das Wetter, manchmal über Tiere, manchmal über den Großen Geist." *(Tatanga Mani)*

Ähnlich wie die Indianer dachten auch unsere eigenen Ahnen. Bei der Betrachtung unserer Urväter, unseres naturverbundenen und beseelten Volkes sind die Berichte eines römischen Historikers am bedeutungsvollsten, weil er der Wahrheit in großem Maße die Ehre gab; sein Name: Publius Cornelios Tacitus (55-117 n. üb. Ztr.). Der Historiker, Politiker, Inhaber hoher Staatsämter und Schriftsteller schrieb in seinem Werk „Germania" in 27 Kapiteln über die Germanen, ihre Sitten und Gebräuche.

Ihm gelang es, den besonderen Charakter unseres Volkes lebendig zu machen und für uns Nachfahren zu erhalten. Bezeichnend ist, daß Tacitus, obwohl besorgt um den Bestand von Roms Weltherrschaft, mit seinem Werk „Germania" dennoch keine politische Tendenzschrift verfaßte. Es ist die besondere Paradoxie der „Germania" und ihr geheimster Reiz, daß Tacitus, der in für das römische Reich schicksalsschweren Zeiten von dem gefährlichsten Feind reden will, dessen Vorzüge durch unvergleichliche Einfühlung und durch alle Kraft seiner künstlerischen Sprache adelt.

Lassen wir Tacitus selbst sprechen: „Übrigens glauben die Germanen, daß es mit der Hoheit der Himmlischen unvereinbar sei, Götter in Wände einzuschließen und sie irgendwie menschlichem Gesichtsausdruck anzunähern; sie weihen Lichtungen und Haine und geben die Namen von Göttern jener weltentrückten Macht, die sie allein im frommen Erschauern erleben." Dazu muß man wissen, daß die Haine nach germanischer Auffassung aus fruchttragenden Bäumen, Buchen und Eichen bestehen.

Schon aus diesen wenigen Zeilen wird deutlich, was christliche Quellen stets zu negieren suchten, daß unsere Vorfahren ein unmittelbares Verhältnis zum Überirdischen, einen Gottesbegriff von einem allherrschenden göttlichen Wesen besaßen, neben dem wohl noch andere Götter bestanden, der aber noch nicht von einem blinden, anonymen Schicksalsglauben zersetzt war. Wotan galt als Sinnbild des Himmels mit seinen Sternen, als allwaltendes unsichtbares Wesen von höchster Vollkommenheit, verehrt in stillen Wäldern, heiligen Hainen und unter heiligen, geweihten Bäumen. Waldesstille und Einsamkeit stimmen die Seelen zu Gebet und Besinnung ohne götzenhafte Abbilder. So blieben die Deutschen lange Zeit ein uraltes Waldvolk, das den Wald von Herzen liebt und schützt, der in der Seele unseres Volkes lebt und in deutschen Sagen und Liedern rauscht. Noch heute, nach fast zweitausend Jahren ist dieser Kern lebendig.

Leicht muß es unseren naturverbundenen Ur-Vätern und -Müttern gewesen sein, sich mit Gott zu unterhalten, im sanften Windbraus, in der raunenden Stille unter dem hohen Licht des Sommers, im Gewittersturm, beim Rollen der Donner, beim Pirschen im Wald, bei dem Blick von lichten Höhen auf die wunderschöne Welt, in ehrfürchtigem Schweigen vor der Pracht und Erhabenheit der unendlichen Schöpfung, in der sie ihres Gottes Wirken fühlten.

Das lehrte sie, Gott zu ehren in jedem Tier, in jeder Blüte und Frucht, das Korn als heilig und ehrwürdig zu betrachten, sich bescheiden in höchsten Händen zu empfinden, über auferlegte Leiden nicht zu klagen, doch auch die Freuden nicht zu verachten. Denn Wotan und Donar verurteilten Feigheit und Müßiggang, die Wurzeln aller Düsternis und Freudlosigkeit, und nahmen in Walhall nur die Tätigen und Tapferen auf. Jammerlappen, die ihre Tage nur mit Beten und lebensverneinenden Betrachtungen ausfüllten, waren in Walhall verhaßt, denn man sollte von keinem Gott verlangen, was man selbst in die Hand nehmen konnte.

Diese gesunde Lebensbejahung ist trotz so vieler gezielt-verderblicher Einflüsse heute noch ein hervorragender Charakterzug der meisten Deutschen, worin wohl auch eine Erklärung für deren besondere, altüberkommene Fähigkeit liegt, sich aus Niederlagen wieder aufzurichten. Draußen in Gottes Wäldern und Fluren, uneingeengt von Mauern, in heiligen Hainen, an heiligen Quellen, im Duft von Blumen und Blättern, erstand ihnen der Allmächtige allsichtbar und gegenwärtig.

Wie es spätere deutsche Dichter ausgedrückt haben, ob es Hutten, Herder oder Goethe war: „Nie ist man Gott so nahe, wie in der Natur. Er wohnt nicht in Tempeln, er wohnt im Leben! Das ist der stärkste Ausdruck, in dem wir ihn verehren können."

Goethe sagte: „Siehst du Gott nicht? An jeder stillen Quelle, unter jedem blühenden Baum begegnet er mir in der Wärme seiner Liebe." Ob wir dies unter einer Linde, dem honigduftenden, weitschattigen Baum, mit herzförmigen Blättern und goldgelben Blüten, dem Lieblingsbaum der germanischen Frauen, ihrer Göttin Frigga geweiht, einer alten Eiche, die trotzigen Kampf verkörpert, deren Blätter das Wahrzeichen des Volkes in Wehr und Waffen sind, oder unter Birken empfinden, die immer jung, lebensfrisch und mädchenhaft wirken, bleibt jedem einzelnen überlassen.

So sehr unsere Vorfahren auch der Natur verbunden waren, stets waren sie bereit, für Wahrung ihrer Freiheit und Ideale zu kämpfen. Die vielfach verbreitete Mär von den grausamen Barbaren aber ist eine der vielen Geschichtslügen, mit denen unser Volk zerstört werden soll.

„Das alte Germanien", ein Buch von W. Capelle aus dem Jahre 1928 n. übl. Ztr., bietet dazu sehr aufschlußreiche Darlegungen:

„Sie – die Germanen – sind ein hervorragendes Volk, das vorzieht, seine Bedeutung durch Gerechtigkeit zu behaupten. Ohne Habgier, ohne Willkür leben sie in Frieden für sich, brechen keine Kriege vom Zaun und richten keine Verheerungen durch Plünderun-

gen oder Raubzüge an. Das aber ist ein besonderer Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kraft, daß sie ihre Überlegenheit nicht auf dem Wege der Gewalt erringen. Trotzdem haben sie die Waffen zur Hand und das Heer, wenn die Not ruft, in Bereitschaft; eine Fülle von Männern und Rossen; auch im Frieden bleibt ihr Ruf derselbe."

Wer weiß heute noch etwas von der ersten Bibelübersetzung in die germanische, gotische Sprache? Der erste Bischof der Westgoten, Wulfila (gest. 383 n. übl. Ztr.) schuf damit eines der ältesten Sprachdenkmäler der Germanen. Die Bibel „Wulfila" wurde aus dem Kloster Werden a. d. Ruhr im 30jährigen Krieg von den Schweden geraubt und befindet sich heute in einem Museum in Stockholm. Wer diese Quelle aufmerksam studiert, wird erkennen, daß unsere Vorfahren keineswegs die Barbaren waren, als die sie heute dargestellt werden.

Auch die Inhalte der „Edda", der zentralen Sammlung altgermanischer Sinnsprüche, die uns das Weltbild unserer Ahnen vermittelt, entging nicht der Bekehrungswut von Rom und des für Rom handelnden Ludwigs des „Frommen". Doch weiter im Norden, wohin die frommen Krallen Roms nicht reichten, blieb die Edda erhalten. An die 800 Jahre mußten vergehen, ehe ein Deutscher eine allgemeinverständliche Überarbeitung vornahm und herausgab (Karl Simrock, 1802-1876 n. übl. Ztr.). Drei treffliche Spruchgedichte voll Lebensweisheit und Symbolkraft blieben erhalten: Odins Runenlied, das Havamal und Loddfafnirslied (Simrock 41, 57, 61). *„Schwere See stärkt die Arme unserer Ruderer, und der Sturm bringt uns schneller ans Ziel."* Was ja heißen soll, daß schwere Zeiten und Stürme das Volk stärken. Ferner *„Von seinem Schwert gehe der Mann auch auf dem Felde nicht weg, keinen Fußbreit"*, also die Wehrkraft darf auch den friedlichen Ackerer nie verlassen. Bäume und Wälder waren unseren Vorfahren heilig, fromm verehrte Bäume durften nicht verletzt werden. Waldesstille und Einsamkeit stimmen die Seele zu Gebet und Besinnung. So kann man ermessen, wie unklug und überheblich die sogenannten Missionare handelten, wenn sie die Axt an altehrwürdige Bäume legen ließen.

Es spricht für Charakter, Gemüt und die Beseeltheit unserer Urväter, wenn es dann doch einer von ihnen wagte, eine eigene „Bibel" zu verfassen und zu verbreiten. Es war das „Heilandslied", die Dichtung „Heliand", die ein Mönch unserer Stammheimat schrieb, um die „Geschichte Christi" in Stabreimen in altsächsischer Sprache dem einfachen Volk klar zu machen. In rührender Einfachheit war wohl das Heilandslied aus dem 9. Jahrhundert ein wirksames Mittel, um die Seelen unseres Volkes für das Christentum zu gewinnen.

Klüglich vermied es der gelernte Mönch, den ersten Teil der eigentlichen Bibel zu berühren. Unverständlich war ihnen, wie die Söhne Jakobs ihren eigenen Bruder verkauften, die Mordgeschichte von Kain und Abel und die Lebensweise eines Königs, der sich eine Rotte von Kebsweibern hielt. Ihnen galt von jeher die Ehe als heilig, die Treue zu brechen, sei es Eltern und Verwandten oder in Kriegszeiten dem von ihnen erwählten Herzog gegenüber, war schmählicher Verrat!

Wie hätten sie die vielen, überaus grausamen Kriege mit der Ausrottung ganzer Völker begreifen können, die das Alte Testament belegt. Aus dem Buch Josua z. B. (Kap. 11 V, 14) „Und allen Raub dieser Städte teilten die Kinder Israel unter sich; aber alle Menschen schlugen sie mit der Schärfe des Schwertes bis sie die vertilgten, und ließen nichts übrig bleiben, was Odem hatte." Welche Abgründe hätten sich aufgetan bei so grundverschiedenen Menschen und Welten.

Ebensowenig wird im „Heliand" von dem zeitlosen Tanz um das Goldene Kalb berichtet, vom Turm zu Babel, der auf den tönernen Füßen des Hochmuts entstand. Denn die Nachdenklichen und Klugen unter ihnen hätten gerade das auf Kaiser Karl und Ludwig den Frommen beziehen können, die sie doch nach ihrer viele Jahrhunderte übernommenen, einfachen, bäuerlichen Art als Gewaltherrscher und Betrüger ansehen müssen:

Traum und Wahn

Die stille Stunde,
leise wandelnd, wandelt alles
stärker als die Überstarken,
die da dröhnen lauten Schalles.

Hinkt es auch, es kommt das Recht;
schleicht sie auch, es naht die Sünde:
Menschentrotz, der Turm zu Babel,
wird zur mahnenden Ruine.

Gut hätten unsere Vorfahren es verstanden, ganz ihrer Art gemäß, wenn ihnen verkündet worden wäre, daß der Heiland die Händler aus einem Tempel vertrieben und die Tische der Geldwechsler umgeworfen hatte, obwohl sie kaum wissen konnten, was ein Tempel war, in dessen zusammengemauerten Wänden die Anbetung des Allmächtigen allein zu erfolgen hatte. Unmöglich die Vorstellung, daß sich irgendwelche Händler oder ähnliche Typen die Anwesenheit von Betern unter altheiligen, tausendjährigen Bäumen zunutze gemacht hätten.

So hat der menschen-, welt- und religionskundige Mönch, der Verfasser des „Heliand", es auch vermieden, Judas zu erwähnen, der um dreißig Silberlinge Jesus, seinen Herrn, verriet, was noch mehr Verachtung, ja Zorn bei seinem Volk erweckt hätte.

Viele zeitlose Worte finden sich in dem unvergänglichen Epos „Dreizehnlinden" von Friedrich Wilhelm Weber (1813-1894 n. übl. Ztr.), das zur Ehre und zum Gedenken an den alten Glauben, an Wodan, Donar, Frigga, verfaßt wurde.

Wie es Mitte des vorletzten Jahrhunderts noch üblich und möglich war, hat der Dichter von „Dreizehnlinden" und anderen, auch weiteren religiösen Dichtungen es nicht unterlassen, für seinen Stamm bezeichnende, wunderbare Worte zu veröffentlichen:

Unentwegt auf freier Hufe,
grundentsprossen, grundverwachsen,
wurzelfest wie seine Eichen
saß der edle Stamm der Sachsen.

Stetig bauten sie die Scholle,
hüteten auf brauner Heide
sorgsam Bien' und Schaf und zogen
Rind und Roß auf Trift und Weide;

Übten, wie die Väter taten,
Sprung und Wurf und Lanzenbrechen
oder griffen rasch zum Eisen,
Freveltat und Schimpf zu rächen;

Brauten Met und zechten tapfer,
trotzten auf der Jagd den Wettern,
unter heil'gen mächt'gen Bäumen
dienten sie den alten Göttern.

Eine Gemeinschaft der Freunde Friedrich Wilhelm Webers besteht sogar zu seinem ehrenden Gedenken noch heute. In dem Geburtshaus des Dichters, zu Alhausen bei Bad Driburg, wurde ein kleines Museum eingerichtet. Nicht nur als Dichter und Schriftsteller sprach Friedrich Wilhelm Weber aus dem Herzen unseres Volkes, er erwarb sich auch in seinem eigentlichen Beruf als Arzt und Wohltäter in weiten ländlichen Kreisen unvergessene Achtung.

Auch im vorletzten Jahrhundert setzte manche Rückbesinnung auf die Vor- und Frühgeschichte unseres Volkes ein. Gustav Freytag (1816-1895 n. übl. Ztr.), in Oberschlesien geboren, schrieb die Romanreihe „Die Ahnen". Aus der Zeit der Christianisierung unserer Vorfahren läßt der Verfasser einen Missionar als Bekehrer sprechen:

„Durch viele Jahre habe ich erfahren, daß die heilige Lehre nicht plötzlich Sinn und Gedanken der Männer verwandelt, und manches Menschenalter muß vergehen, bevor die Christen selbst die Worte der Liebe und des Erbarmens begreifen."

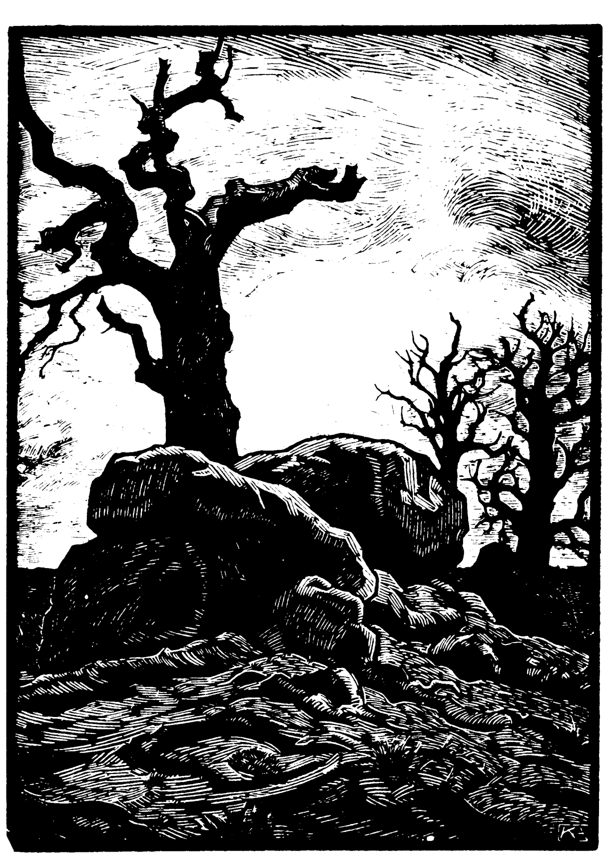
Begriffen wurden sie schon, die Worte, aber von den Mächten der Gewalt und Habsucht nicht befolgt.

Gustav Freytags Darlegungen zur deutschen Frühzeit sind bezeichnend: „Deutlicher sprechen unsere Götter zu uns, von ihnen berichtet das Lied des Sängers und der Spruch der Weisen, ihre Stimme höre ich im rauschenden Baum … Wer begehrt sich ein stärkeres Zeugnis als dieses, das wir alle Tage ehrfürchtig hören und sehen.“ Und weiter: „…Vielleicht wirken die Taten und Leiden der Vorfahren noch in ganz anderer Weise auf unsere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es ist eine weise Fügung der Weltordnung, daß wir nicht wissen, wie weit wir selbst das Leben vergangener Menschen fortsetzen, und daß wir nur zuweilen erstaunt merken, wie wir in unseren Kindern weiterleben … und keiner sah wie wir von dieser Höhe hinab in die Landschaft eines großen deutschen Volkes, welches über der Arbeit ist, das Haus seines Staates zu zimmern. Was wir uns selbst gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens, ihn schafft sich jeder Lebende neu.

Und je länger das Leben einer Nation in Jahrhunderten läuft, um so geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Taten der Ahnen auf das Schicksal des Enkels ausgeübt wird, desto stärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den einzelnen und größer die Freiheit, mit welcher der Mann sich selbst Glück und Unglück zu bereiten vermag. Dies ist aber das Höchste und Hoffnungsreichste in dem geheimnisvollen Wirken der Volkskraft.“ — —

Muß es nicht unseren fernsten Vorfahren zur Ehre gereichen, daß sie nicht sofort das als Teufelswerk abschwörten, was zahllosen Geschlechterfolgen und ihnen selbst gestern noch heilig gewesen war?

Wie hätten sie verstehen können, daß von nun ab der im Gold-Ornat starrende Erzbischof inmitten der von Weihrauchnebeln umdunsteten Menge seiner Kleriker der Nachfolger ihres Herzogs werden sollte? Ihres Herzogs Widukind, der mit seinen getreuen Bauern in Lederkoller und Sturmhaube unter manch altehrwürdigem, heiligem Baum gestanden hatte, um Allvater, die allwissende, allmächtige und allschaffende Kraft, zu bitten, die Geschicke ihres Volkes und Landes heilsgemäß zu fügen und vor fremdem Trug zu bewahren.



… Jahrtausende alt sind solche Steine, doch eine Eiche ragt hervor, stolz über alle Kronen Reiche reckt ihre Krone sich empor …

In „Dreizehnlinden“ wurde dies überaus treffend ausgedrückt:

Und der Niemalsausgesprochne,
er, der Älteste der Alten,
wird für immer aller Dinge,
aller Menschen liebend walten.

Was wir sehn, ist Haß und Hader!
Vor den Fremden, unsren Schergen,
muß sich selbst Gebet und Opfer
scheu in tiefer Nacht verbergen.

Börries von Münchhausen sagte: „Ich fühl’ die Wunde heut’ noch offen, und heut’ noch jammert mich das alte Leid.“ Genau das ist es, was wir im Gedanken an die Vorfahren empfinden, keine Verneinung echter Religiosität, aber Zweifel an der Christenheit, wozu wir Heutigen ja alle Ursache haben! Denn sie hat sich mit den schlimmsten Feinden und Gottesleugnern verbündet, und muß einer Weltmacht gehorchen, welche Natur, Sitten und Volkstum zuschanden machte.

Was hätten unsere Uraltvorderen gedacht, wenn sie gewußt hätten, daß der „Heilige Vater in Rom, Nachfolger Christi, Stellvertreter Gottes auf Erden“, Papst Leo III., wegen furchtbarster sittlicher Verfehlungen davon gejagt wurde und nach Aachen zu Karl dem Sachsenschlächter flüchtete, der ihn in Ehren aufnahm, damit dieser „Nachfolger Christi“ ihm willfährig sei?

Doch ohne Rücksicht auf die altüberlieferte Naturreligion unserer Vorfahren wurde die christliche Bekehrung wenn nötig auch gewaltsam durchgesetzt. Noch fünfzig Jahre nach dem Tod von Kaiser Karl (814 n. übl. Ztr.) ließ Karl der Kahle, der im Vertrag von Verdun 843 n. übl. Ztr. das Westfränkische Reich (Frankreich) erhielt, einen Befehl an die Dienstmannen in Altsachsen, seine Ministerialen, aus dem der überwiegende Uradel stammt, ergehen, heilige Haine und Bäume zu zerstören, damit sie nicht mehr zu heidnischen Zwecken mißbraucht würden.

Im gleichen Sinn wurde im Jahre 1270 n. übl. Ztr. nach einem Edikt des Reichsverwesers und Erzbischofs von Köln, Engelbert, gehandelt. Doch über Jahrhunderte blieben Niedersachsen und Westfalen den Gewohnheiten ihrer urfernen Vorfahren treu. Die alten Bräuche wurden längst nicht mehr als heidnisch empfunden, hatten auch kaum noch einen Aberglauben zum Inhalt, sondern waren schlicht und einfach heimattreu. Die Pferdeköpfe auf den Giebeln ihrer Höfe gehörten dazu, wie teils auch noch das Sinnbild des Weltenbaumes, die Irminsul. Was ist nun Aberglaube? Die alten Bräuche voller Schönheit und Naturempfinden, oder die zahllosen, widerspruchsvollen Legenden von Heiligen aller Art, wie sie in der christlichen Kirche zu finden sind?

Wirrköpfe, ja Narren hat es auf jeder Seite gegeben. Noch gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts sah sich der evangelische Pastor Spiritus im westfälisch-bergischen Remlingrade veranlaßt, gegen den „Wodansglauben“ mit Pferdeköpfen u. a. zu predigen.

Uns Deutschen wird bis heute mit allen Mitteln glauben gemacht, eine Besinnung auf Geschichte, Wesensart und Tradition sei ein schmählicher Rückfall in Schattenseiten der deutschen Vergangenheit, obwohl solche Erinnerung und Pflege für jedes andere Volk eine Selbstverständlichkeit bedeutet, von deren nationalem Überschwang in allen Jahrhunderten gar nicht zu sprechen. Im Jahre 1820 n. übl. Ztr. gab der Göttinger Professor Jakob Grimm (1785-1863 n. übl. Ztr.) sein weltberühmtes dreibändiges Werk „Deutsche Mythologie“ heraus. Das Werk ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Altertums- und Sprachkunde, Volksglauben, germanisch-deutsche Religions- und Kulturgeschichte. Damit ist Jakob Grimm Schöpfer der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft. Mit seinem Bru-

der Prof. Wilhelm Grimm (1786-1859 n. übl. Ztr.) gab er die bekannten „Deutschen Sagen“ und „Kinder- und Hausmärchen“ heraus. „Grimms Märchen“ gehören bis heute zum kulturellen Schatz unseres Volkes.

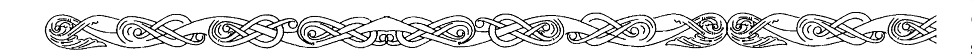
Zu weit würde es führen, die wichtigsten Passagen aus Grimms „Deutsche Mythologie“ zu zitieren. Lediglich aus der Vorrede von Jakob Grimm zu eben diesem Werk sei ein Satz in Erinnerung gerufen: „Nach alten und jüngeren Quellen pflogen unsere Voreltern bis in das Heidentum nach althergebrachten Rechten im freiem Bund kräftig blühender Sitte; ihre Herzen waren des Glaubens an Gott und vordem an Götter voll, mit freudigen, großartigen, wenngleich noch unvollkommenen Vorstellungen von höheren Wesen, beseeligend und aufrichtend, ohne jedes dumpfbrütende Niederfallen vor Götzen.“

Werner Kellermann

ᛒᛖᛋᛋᛖᚱ ᚨᚱᛗ ᚨᛚᛋ ᛏᛟᛏ

ᛉᚢ ᛚᛖᛒᛖᚾ ᛁᛋᛏ ᛒᛖᛋᛋᛖᚱ, ᚨᛚᛋ ᛁᛗ ᚷᚱᚨᛒ ᛉᚢ ᛚᛁᛖᚷᛖᚾ;
ᛖᛁᚾ ᛏᛟᛏᛖᚱ ᛒᛖᚲᛟᛗᛗᛏ ᚲᛖᛁᚾᛖ ᚲᚢᚺ.
ᛁᚲᚺ ᛋᚨᚺ ᛞᛖᚾ ᚠᛖᚢᛖᚱᛋᚲᚺᛖᛁᚾ ᛁᛗ ᚠᛖᚾᛋᛏᛖᚱ ᛖᛁᚾᛖᛋ ᚱᛖᛁᚲᚺᛖᚾ,
ᛞᛟᚲᚺ ᛋᛖᛚᛒᛋᛏ ᛚᚨᚷ ᛖᚱ ᛏᛟᛏ ᚡᛟᚱ ᛞᛖᚱ ᛏᚢ̈ᚱ.

ᚺᚨᚡᚨᛗᚨᛚ



Erde

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen

Sengend und mordend waren die Rotgardisten von einem der großen baltischen Herrensitze zum anderen gezogen. Nun kamen sie auch dem dem Gut zwischen Birkenwäldern und Seen. Es beschwichtigte sie nicht, daß jener, der hier lebte, keiner vom alten Adel war – daß er ein Herr, ein Besitzender sei, genügte, um ihn abzutun. Sie trieben ihn wie ein Stück Vieh aus dem Hause, auf den Acker. Vor der Parkmauer, über welche die Bäume sich rauschend neigten, zwangen sie ihn, sein eigenes Grab zu graben. – Er war noch nicht alt und hätte wohl noch eine ansehnliche Reihe von Jahren vor sich gehabt, wenn er ins Ausland geflüchtet wäre. Doch er hatte nur die Frau und den jungen Sohn fortgeschickt, ihn selbst hielt die Heimat fest. Nun mußte er seine Treue mit dem Leben bezahlen.

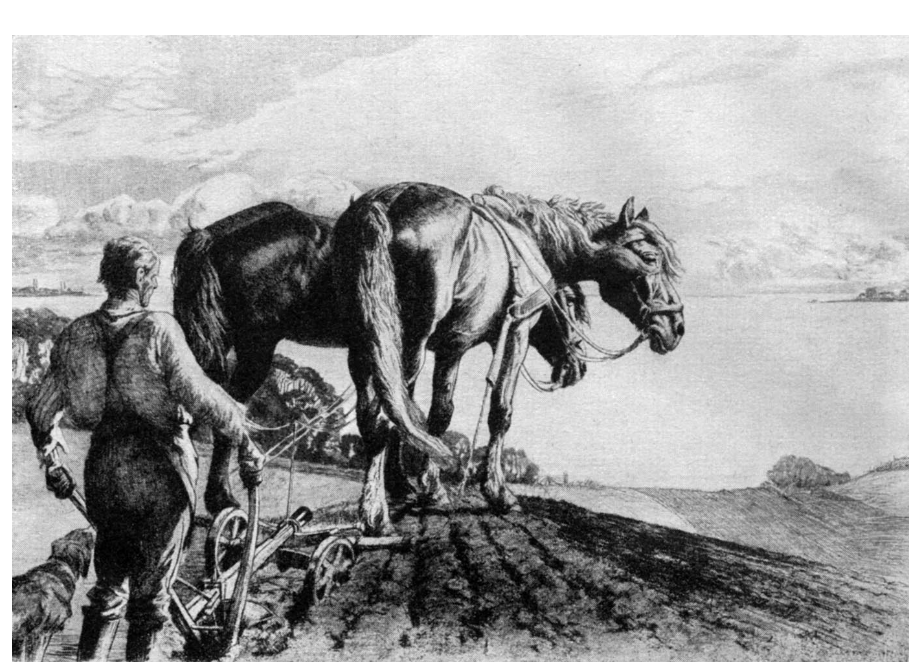
Der Tag war voll Sonne und Wind. Durch die Wipfel der Bäume flirrte das Licht. Wenn der Wind die Äste bog und das Laub durcheinander schüttelte, daß es raschelte, malte es helle, hüpfende Lichter auf den Boden. Das sah sehr fröhlich aus.

Als der Mann den Spaten in die Erde stieß und die erste Scholle aushob, strömte ihm der Erdgeruch herbe und fruchtbar zugleich entgegen. So hatte er ihn wieder und wieder beglückt eingeatmet, wenn er über die Äcker ritt: Des Morgens, noch ehe die Sonne aufging, wenn die Lerchen schon hoch in der farblosen Klarheit des Himmels tirilierten; des Mittags, wenn aus der Unendlichkeit der Wälder langsam das Dämmern hervorkroch, und auch des Nachts unter den Sternen war der Duft der Erde wie eine Segnung ihm zugeströmt. Jetzt kam nun dieses Ende.

Immer von neuem warf der Wind Garben voll Licht über den Grabenden und den aufgewühlten Boden. Doch der Mann achtete nicht darauf. Es war ihm, als grübe er mit jedem Spatenstich ein Stück seines Lebens hervor. Längst Vergessenes fiel ihm wieder ein, als hätte es, treulich bewahrt, in der Erde geruht, um ihm nun diese harte Stunde zu erleichtern. Das und das und jenes. Auch das Kleinste wurde wichtig, trug Lächeln und Beschwichtigung in seine trüben und bitteren Gedanken, weitete sich allmählich zu Sinn und Erkenntnis:

Viel Arbeit war gewesen, viel Sorge um Halm und Ernte, manches Glück. Dazu über allem das Wissen tiefsten Gebundenseins an diesen Erdenflecken, auf dem die Vorfahren seit Jahrhunderten gesessen. So daß jedes Geschehen immer wieder in dem einen mündete: Heimat, wie alle Ströme endlich im Meer zur Ruhe kommen. Vor der Fülle der Gesichte vergaß der Mann die Menschen, die ihm voll Spott zusahen oder ihn mit Fluch und Kolbenstoß zur Eile trieben. Ja, selbst das Furchtbare, dem ihn jeder Spatenstich unwiderruflich näher brachte, verlor den Schrecken. Er lebte in diesen Minuten so glühend, so völlig hingegeben an die Heimat, daß alles andere davor verblaßte.

Die innere Schau führte ihn aus Mannes- und Jugendtagen zurück bis zu dem ersten starken Erleben der Kindheit: Da hatte er mit dem Vater vor frischgepflügten Ackerbreiten gestanden. Es sah aus, als ob weiter fort die Pflügenden mit den Gespannen geradewegs in das Feuer der untergehenden Sonne hineingingen; das Kind meinte, gleich



Heimaterde. Radierung von A. Eckener.

müsse die Glut flammend über ihnen zusammenschlagen. Bis sie sich fern an der Grenze des Ackers wandten und wieder zurückschritten, mit jedem Schritt größer und dunkler wurden. So ging das im gleichen Rhythmus Furche auf, Furche ab. Flatternd und pickend folgten die Vögel.

Als die Sonne glühend unter den Horizont sank, hatte der Vater sich zum Acker niedergebeugt und einen Klumpen Erde aufgehoben. Seine Finger hatten sich fest um die braune Krume zusammengeschlossen, als hielten sie eine große Kostbarkeit. Er sagte nichts dabei, und das Kind fragte nicht, warum er dies tue. Es sah ihm nur zu, wie er nun mit stillen Augen über das Land blickte. Der kleine Junge spürte ein erstes Ahnen von dem, was Heimat ist. — —

Der Grabende vermeinte, noch einmal mit dem Vater am Rande des Ackers zu stehen. Doch neben ihnen waren nun noch andere: die Ahnen. Keiner fehlte, sie waren alle da bis hin zu dem, der sich einstmals hier angesiedelt. Wie nun der Mann aus den Erinnerungen seines eigenen Lebens fort sich in das Erinnern an die Vorfahren verlor, fand er sich, wunderbar deutlich, in ihnen allen wieder, in Blut und Fühlen, Denken und Handeln. Aus solcher Gemeinsamkeit erwuchs ihm eine große Ruhe.

Auf den Spaten gestützt, sah er sich um, lächelnd fast und ein wenig nachdenklich. Und wieder vergaß er die Menschen, die gehässig bereit waren, ihn ohne Recht und Gesetz zu töten. Denn vor diese drängten sich für seinen nach innen gerichteten Blick jene, aus deren Wesen und Sein er nach ewig gültigen Gesetzen geworden war.

Einen Herzschlag lang stand er Auge in Auge mit ihnen. Dann verblaßte ihr Bild, als sänken sie zwischen die Schollen, denen sie einst gedient. Einen Herzschlag lang wähnte der Mann, noch einen Jungen über das Feld in den hellen Morgen hineinwandern zu sehen – war das nicht sein Sohn? Dann verschwand auch der im flimmernden Sonnenschein. Nichts mehr war als der weite, fruchtbare Acker, dem des Mannes Lebensarbeit gegolten hatte.

Da warf er den Spaten weit von sich. Er hob einen Brocken der braunen Erde aus der Grube, und seine Finger schlossen sich darum zusammen, wie um eine große Kostbarkeit. Hochaufgerichtet und ohne Zagen stand er vor seinen Feinden.

Krachend zerrissen einige scharfe Schüsse den stillen Morgen. Und die Erde nahm den Stürzenden auf wie eine gute Mutter.

Zoe Droysen

Nur nicht alt werden!

Alt werden möchten viele, alt sein will keiner. Es gibt heute kaum noch ein Altsein, zum mindesten ist es unmodern geworden. In früheren Zeiten umspielte den Begriff des alten Herrn oder der alten Dame etwas Wohliges, Behagliches, Würdiges. Heute sucht jeder auf seine Weise das Alterscheinen zu verhindern, nimmt sein Tränklein dagegen wie der alternde Faust. Man turnt, schwimmt, reitet, treibt allerlei Sport zu Wasser und zu Lande, sich schlank zu erhalten. Denn das ist die Hauptsache. Der Schlanke hat vor dem Korpulenten einige Jahre voraus.

Aber schließlich hilft alles nicht. Einmal muß man doch mit der Jugendlichkeit aufhören und an sein Alter glauben.

Deshalb gibt es eine größere Kunst als die: sich und andere um jeden Preis über sein Alter hinwegtäuschen zu wollen.

Irgendwo traf ich einen alten Herrn. Er machte es nicht wie die anderen. Er verleugnete und verheimlichte sein Alter nicht, er posierte nicht in Jugendlichkeit, trug seine Jahre nicht wie eine Last. Trug sie mit freundlicher Würde. Gerade dadurch wirkte er angenehm. Etwas Wohltuendes, Beruhigendes ging von ihm aus, teilte sich harmonisch mit.

Dann war es auf einer Gesellschaft. Eine Dame mit wundervoll schwarz und weiß gewelltem Haar und einem Gesicht darunter, das ohne Puder und Farbe in weichrosigen Zügen leuchtete, war meine Nachbarin. Man hatte mir erzählt, daß sie vor einigen Tagen zum dritten Male Großmutter geworden war. Ich rührte nicht daran. Sie war es, die mit Stolz und heller Freude von ihren Enkeln erzählte.

Beide zeigten mir, daß die Kunst des Lebens nicht darin bestehe, sein Alter auf jede erdenkliche Weise aufzuhalten, zu verleugnen, zu verstecken. Sondern in etwas anderem: mit Würde und mit Anmut alt zu werden.

Es gibt Männer, die immer anziehender werden, ja, deren Gesichtsausdruck mit den zunehmenden Jahren immer feiner, durchgeistigter, klüger wird. Und es gibt Frauen, die in der Jugend durchaus keine Schönheit waren, jetzt aber mit den ergrauten Haaren, dem frischen, von Runzeln kaum berührten Gesicht und dem milde geklärten Ausdruck auf ihm geradezu hübsch wirken. Und selbst wenn sie Runzeln und Falten haben, so tun sie der Anmut ihres Wesens und ihrer Erscheinung keinen Abbruch.

Niemand, und gäbe er sich noch so viel Mühe, kann gegen die Natur an. Solange man ihr freie Gestaltung läßt, ist sie schön und anziehend. Will man ihr Gewalt antun, so wird sie widerspenstig und aufsässig.

Deshalb heißt es: mit Bewußtsein und Freude jung sein. Mit Würde und Anmut alt werden.

Und schließlich besitzt jedes Alter, auch dafür hat die Natur in ihrer Weisheit schon gesorgt, die ihm eigene Schöne.

Ein jugendlicher Kämpfer ist etwas Natürliches und deshalb Schönes, auch wenn er einmal uneins mit sich selber ist.

Des Alters Schöne und sein Eigenes aber ist die Ruhe und Geborgenheit, die Abgeklärtheit und das Einssein mit sich selber. Die Tätigkeit des Alters ist das Sammeln von Früchten und still innerliche Vorbereitung auf neue Saat und neue Ernte. Dann ist man auch im Alter jung.

Deshalb keine Furcht vor dem Alter und dem Alterscheinen. Deshalb die letzte der Lebensweisheiten gelernt und vielleicht die größte: Mit Würde und mit Anmut alt werden!

Artur Brausewetter

Stetigkeit,
fest in der Treue,
gleichwohl ohne Reue,
gibt Sicherheit
und eine frohe Natur,
klar und pur,
läßt redlich streben
für neues Leben.

Wilhelm van Zütphen

Unseren Kindern germanische Namen

Jeder Name kann ein Bekenntnis sein – der Familienname wie der Vorname.

Wohl kein anderes Volk ist so reich an schönen, ehrwürdigen, auch absonderlichen Familiennamen wie das deutsche Volk. Demgegenüber haben viele Juden ihre eigenen Namen verändert, z. B. Chaim Bückeburg – Heinrich Heine, Löb Baruch – Ludwig Börne, Feist Wolfsohn-Lasal – Ferdinand Lassal, Isidor Witkowski – Maximilian Harden, Salomon Kosmanowski – Kurt Eisner. Aber nicht nur sie haben veränderte Namengebung.

Drückt sich in einer Namenmode die Verehrung überragender Persönlichkeiten aus, die für Volk und Vaterland bleibende Werte geschaffen haben, so wird niemand etwas dagegen einzuwenden haben, falls es nicht dazu führt, daß ganze Generationen fast nur noch einen solchen Namen bekommen, und wenn nicht versucht wird, einen Sippennamen unpassenderweise in einen Vornamen umzubauen. „Hindenburgia“ ist eine solche Abirrung. Als ein begeisterter Anhänger Bismarcks – wenn ich nicht irre, hieß er Labedank – den eisernen Kanzler um die Genehmigung bat, seinen Sohn Bismarck nennen zu dürfen, antwortete ihm dieser, er fühle sich durch den Antrag hochgeehrt, und wenn ihm gütiges Geschick in seinem hohen Alter noch einen Sohn bescheren würde, so wolle er nicht verfehlen, ihm den Namen Labedank zu geben. Der Spott war am Platze und um so mehr angebracht, als es tatsächlich eine kaum auszuschöpfende Fülle guter deutscher Namen gibt. Die Durchsicht eines einschlägigen Namenbuches überzeugt unbedingt. Trotzdem werden die meisten stets nur eine recht geringe Zahl von Vornamen im Gedächtnis haben. Das liegt wesentlich daran, daß Jahrhunderte hindurch Männer der Kirche im Mißverstehen ihrer eigentlichen Aufgaben ein Übermaß an Sorgfalt und Mühe darauf verwendeten, alle Erinnerungen an die „heidnische“ germanische Vergangenheit auszutilgen. Das läßt sich noch durch genaue Belege erhärten. Der Reichtum an germanischen (deutschen) Vornamen wurde allmählich ersetzt durch eine bei weitem mindere Zahl biblischer Namen oder solcher von Heiligen, unter denen nur eine recht schwache Zahl deutscher Namensträger vertreten ist. Nach dem Hl. Chrysostomus „sollten den Kindern nicht die ersten besten Namen gegeben werden, sondern die Namen von heiligen Männern, die durch Tugend hervorragten und mit Zuversicht vor Gott auftreten konnten“. Im 13. Jahrhundert n. übl. Ztr. waren undeutsche Vornamen noch ausgesuchte Seltenheiten. Einen der beliebig zu vermehrenden Beweise hierfür bringt Prof. Brechenmacher in „Deutsches Namenbuch“ (Stuttgart 1928): „Für die Stadt Rottweil, deren Urkundenmaterial ich durchgearbeitet habe, liegt die Sache so, daß im ganzen 13. Jahrhundert nur 4 fremde Taufnamen vorkommen, nämlich um 1200 ein Nikolaus, 1278 ein Johann (Kleriker!), 1297 eine Katharina, 1298 ein Jacob.“ Noch der berühmte bayrische Geschichtsschreiber Thurmair (1477–1534 n. übl. Ztr.) schrieb: „Diese Namen Peter, Georg, Paul, Hans, Anna, Katharina, Margaretha, … seynd bey den Teutschen neuwe; es haben sie unsere Vorfahren nicht gebraucht …“ Sie seien erst in Aufnahme gekommen „durch Anrichten der römischen Geistlichkeit, durch welcher List die Christen noch heutigentags uneins sind“. Wie wenig Verständnis das Volk den neuen Namen entgegenbrachte, zeigen die merkwürdigen, ja geradezu humoristischen Abwandlungen, die sie im Volksmund durchmachen mußten, wie viele heutige (Familien-) Namen noch bezeugen. Aus Eustachius wurde Stachel, aus Christian Kirsten, ja Kirchstein; Pankratius (Pankraz) wurde Baumgartz gerufen und sogar zum „Bankrat“ ernannt. Ambrosius nannte man Brosche, Cornelius Nelke oder Kees. Aus Martinus machte man Martel, Mörtel oder sogar Mörder. Heutige Nachkommen eines Hühnermartel heißen Hühnermörder. Die Namen wurden, weil das Volk ihnen völlig verständnislos gegenüberstand, einfach „verquatscht“ oder lautnachahmend in einen landläufigen Sinn hineingeschoben, der mit ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht das geringste gemeinsam hat. Dieses Schicksal erfuhren auch Namen, die man aus Vornehmheit und Bildungsstolz meist sehr gewalttätig ins Lateinische übersetzte. Ein Herr Blei oder Bley (vielleicht so genannt nach dem gleichnamigen Fisch) übersetzte sich in lat. Plumbum – das Blei. Seine weniger „gebildeten“ niederdeutschen Nachbarn aber machten daraus Plumenbom, und daraus ward Pflaumenbaum. So wandelte sich ein Süßwasserfisch über ein Schwermetall zum Steinobst. Doch das nur nebenbei. Die eben genannten, durchweg mißverstandenen Heiligennamen waren unter ihresgleichen noch verhältnismäßig schlichte. 1720 n. übl. Ztr. nannte ein Merseburger Geistlicher seinen Sohn Quod-deusvult – in Anlehnung an den 444 n. übl. Ztr. verstorbenen Karthagischen Bischof Quodvultdeus. Ferner gab es Deogratias, Homobonus und Homodei, Prinzipius, Prozessus, Projektus, Quadratus, Primitivus und Zotikus.

In manchen katholischen Gegenden ist es heute noch üblich, daß nicht die Kindeseltern, sondern der Pfarrer den Namen bestimmt und dann einfach einen x-beliebigen Heiligen aus dem Kalender aussucht. Dann läuft ein also Getaufter zeitlebens herum als Cyriakus, Corbinian, Remigius, Marzellus, Laurentius, Januarius, Hieronymus, Ambrosius, Bartholomäus, Blasius oder Balthasar (Bal schütze sein Leben!). Ob man nun Cyprian (d. h. in Cypern beheimatet) oder Johannes (älteste hebräische Form: Jehochanan = Jehova ist gnädig) heißt: für einen deutschen Menschen ist der eine Name so unsinnig wie der andere. Bedenkt man, daß an einigen Orten bis zu 80 v. H. aller männlichen Einwohner auf den Namen Johannes mit seinen vielen Abweichungen und Kürzungen (Hans, Jan usw.) getauft wurden, anderenorts ebenso unbedenklich der Name Joseph erteilt wurde, dann ermißt man erst so recht, wie verarmend klerikaler Einfluß auf die deutsche Namengebung gewirkt hat.

Von tausenden deutscher oder überhaupt germanischer Namen ist nur eine ganz geringe Zahl in Gebrauch behalten worden – und vielfach nur deshalb, weil Träger solcher Namen Kirchenheilige oder weltliche Herrscher waren. Besonders unter pietistischem (in England puritanischem) Einfluß sind ungefähr alle alttestamentarischen Judennamen als „deutsche“ bzw. „englische“ Namen „volkstümlich“ gemacht worden. Deutsche Menschen nannten und nennen sich noch

Abel – hebräisch: Hauch, Vergänglichkeit.

Adam – hebr.: Erdentsprossener, Mensch. Assyrisch: Kl. Kind.

Anna – hebr.: Gnade oder Gnädige. Wird meist hiervon abgeleitet, nicht aber vom altdeutschen Anno (männl.).

Daniel – hebr.: Mein Richter ist Gott.

David – hebr.: Geliebter, Liebling.

Elisabeth – hebr.: Mein Gott war (bei der Geburt dieses Kindes) ein Unglücksgott. – in der Bedeutung also ein sehr unschöner Name: Die Tochter war nicht erwünscht. – Else und Ilse kommen als Kurzformen von E. vor, sind aber sonst deutsche Namen.

Eva – hebr.: Die Lebenspendende.

Gabriel – hebr.: Mann Gottes.

Hulda – hebr.: Chulda, Name einer alttest. Prophetin, 2. Kön. 22,14 = Wiesel. Aber auch Hulda – althochdeutsch: Holde.

Jakob – hebr.: Hagab – er betrügt.

Joachim – hebr.: Jehojakhin – von Jahwe geschaffen.

Johannes, Johanna – hebr.: Jahwe chanan – Jehova ist gnädig.

Joseph, Josephine – hebr.: er vermehre.

Judith – hebr.: Aus Jehuda.

Kaspar – persisch: Schatzmeister.

Magdalena – hebr.: Aus Magdala.

Maria, Mirjam – hebr.: Wird verschieden gedeutet: Die Trotzige, Widerspenstige. Auch die Wohlbeleibte, Dicke. Letztere Deutung steht in Einklang mit dem orientalischen Schönheitsideal der dicken Frau. Vor allem bei den Ostjuden gilt die fette Jüdin als schön.

Martha – aram.: Herrin.

Matthias – aram.: Geschenk Gottes.

Michael – hebr.: Wer ist gleich Gott? – Die Form „Michel“ ist geschickt an das altdeutsche michel = groß, stark angelehnt.

Peter, Petrus – griechisch: Der Fels. Übersetzung des hebr. Kephas.

Ruth – hebr.: Erquickung, Freundschaft.

Hier konnte nur eine ganz geringe Auswahl der auch von Nichtjuden am häufigsten gebrauchten alttestamentarischen Namen wiedergegeben werden. Namen schöneren Sinnes haben wir auch im Deutschen. Also: Warum wählt man dann nicht den deutschen oder einen germanischen Namen? Unsere Kinder haben ein natürliches Recht darauf, deutsch-germanische Namen zu führen.

Nun sagen manche: Die Bedeutung, die einem Namen ursprünglich zu eigen ist, passe später oft gar nicht mehr zum Träger dieses Namens; damit werde aber die Bedeutung an sich belanglos, und nur noch der Wohlklang sei entscheidend, die Harmonie des Vornamens mit dem Familiennamen. – Darauf ist zu erwidern: Selbst wenn der Sinn eines Namens an sich gleichgültig geworden wäre, dann ist das noch lange kein triftiger Grund, den guten deutschen Namen durch einen orientalischen Fremdling zu verdrängen. Gewiß soll das Gefüge von Vor- und Nachnamen wohlklingend sein. Das kann aber für uns nur heißen: Der deutsche Name soll echten deutschen Klang haben! Hinzu kommt, daß der Vorname durchaus nicht immer sagen will, daß z. B. Adelher oder Adolar ein durch Adel hervorragender (edler) Krieger sei, sondern daß er ein solcher *sein möge*. In der Erteilung eines Namens liegt (oder soll liegen) vielmehr ein Wunsch oder Segen, der dem jungen Menschenkind mit auf den Weg gegeben wird, als eine unumstößlich gelten sollende Kennzeichnung. – Wer sich einen Einblick in den ungeheuren Reichtum an deutschen und germanischen Vornamen verschafft hat, der weiß: Zu jedem Familiennamen findet sich unbedingt ein sowohl im Sinne wie auch im Klang passender Vorname. Auf alle fremden, undeutschen Namen kann ohne jede Schwierigkeit verzichtet werden.

Vor der Namengebung ziehe man unbedingt Namenbücher zu Rate, in denen die Herkunft und Bedeutung von Vornamen erläutert wird. (Unsere Gefährten Jacques Vasseur und Birka Verbeke haben solche herausgebracht.) Ein Vater stimmte mir einmal zu, daß wir undeutsche Namen zu vermeiden hätten, und meinte mit Stolz: Seine Jungen hätten schöne deutsche Namen: Georg und Paul.

Ich mußte ihn enttäuschen: Georg kommt aus dem Griechischen und hat die schöne und stolze Bedeutung Bauer. Paulus ist ein altchristlicher Name lateinischer Prägung mit der Bedeutung klein, gering. Diesen Namen erging es wie Johannes: sie wurden, wenn man so will, „eingedeutscht“. Von Georg gibt es die geradezu urdeutsch anmutenden Formen Jörg, Jörn, Jürn, Jürgen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß seine Herkunft nichtdeutsch ist.

Auch diese Namen aus dem Griechischen, Lateinischen usw., wie sie zum Teil schon oben unter den Heiligennamen aufgeführt wurden, werden mit der Zeit rein deutschen Namen weichen.

Wir jedenfalls wollen und sollen stets daran festhalten: Unsere Kinder, die deutsch und nordisch geboren sind, sollen auch einen Namen tragen, der der Würde ihres Blutes entspricht. – Es gibt keinen unserem Wesen gerecht werdenden Grund, ihnen fremde Namen zu geben, wohl aber viele Gründe dagegen. Alle Gründe sprechen für die Forderung: unseren Kindern germanische Namen!

Rolf L. Fahrenkrog



Das kalte Herz

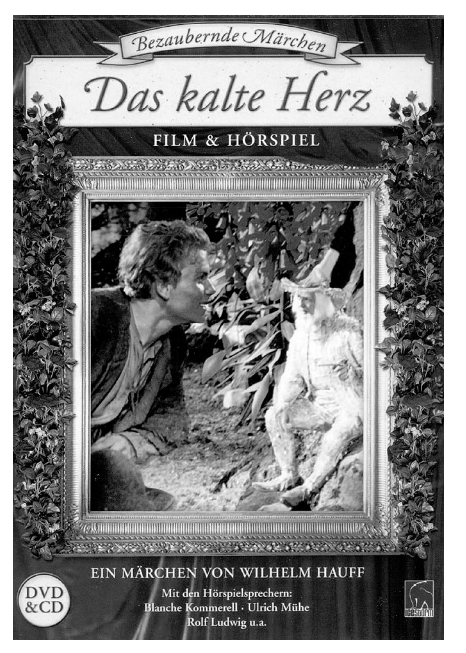
Der arme Köhler Peter Munk will das Herz der Tanzbodenkönigin Lisbeth gewinnen. Das Glasmännlein erfüllt ihm zwei Wünsche. Die Hochzeit wird vorbereitet, plötzlich ist kein Geld mehr in der Tasche. Peter wendet sich an den Riesen Holländer-Michel, verpfändet sein Herz, macht mit Holz gute Geschäfte. Reich aber herzlos heiratet er Lisbeth, erschlägt sie im Streit, will sein Herz zurück, überlistet mit dem Glasmännlein den Holländer-Michel. Das Glasmännlein erfüllt den dritten Wunsch: Alles ist ausgelöscht. Lisbeth verzeiht Peter.

VideoWoche:

Der erste Märchenfilm und der erste Farbfilm der DEFA entstand 1950 n. übl. Ztr. nach dem Kunstmärchen von Wilhelm Hauff und thematisiert Liebe und Arbeit als Werte des Lebens. Der populäre Staatsschauspieler Erwin Geschonnek als grausam-törichter Holländer-Michel und Paul Bildt als Glasmännlein verkörpern das Düster-Bedrohliche bzw. das moralische Gewissen der Märchenwelt, die optisch opulent aufbereitet ist. Die Kamera führte *Bruno Mondi*, der erste Erfahrungen mit Farbe bei ***„Kolberg“*** gemacht hatte.

*

Ein wirklich anspruchsvoller, spannender und gruseliger Märchenfilm für (nicht allzu kleine) Kinder und Erwachsene! Kein Wunder bei der hervorragenden Kameraführung vom Kolberg-Kameramann Bruno Mondi. Neben Rübezahl (ebenfalls eine frühe DEFA-Produktion) gehört er zu den besten Defa-Märchen-Produktionen, die auch beide erzieherisch von hohem Wert sind. Man merkt sofort, in welcher Zeit die Produzenten dieser Filme ihr Handwerk gelernt haben.



Im Handel ist die DVD (Laufzeit: 101 Min.) zusammen mit einem ebenfalls in der ehemaligen DDR 1985 n. übl. Ztr. produzierten Hörspiel (mindestens ebenso spannend wie der Film) auf einer CD (Laufzeit: 58 Min.) erhältlich.

Verlag: Icestorm Entertainment GmbH
www.icestorm.de *J. M.*



Aus Deutschlands Vor- und Frühzeit: Volk ohne Raum

Teil 4

Germanen und Römer

Wollen wir einen Überblick über die Lage am Ende des Zeitraumes gewinnen, den wir hier dargestellt haben, so können wir sagen, daß sich um diese Zeit Römer und Germanen die Waage hielten. Dieser Zustand währte knapp zwei Jahrhunderte. Rhein und Donau waren die natürlichen Grenzen. Der einspringende Winkel zwischen den beiden Strömen wurde durch den Limes überbrückt, eine gewaltige künstliche Grenze Roms gegen Germanien. Er hatte den Zweck, das in Süddeutschland noch besetzte Gebiet zu sichern (Abb. 19).

Die Karte (Abb. 18) zeigt uns die damalige Lage. Der dunkler gehaltene Teil ist von den Römern besetzt. Die Linie von Regina Castra (jetzt Regensburg) bis Confluentes (jetzt Koblenz) deuten den Verlauf des Limes an. Die Germanen und Kelten links des Niederrheines, südwestlich des Limes und südlich der Donau lebten unter römischer Herrschaft. Im Gegensatz zu den Galliern, den Ureinwohnern Frankreichs, die völlig im Römertum aufgegangen waren, bewahrten die Germanen ihr eigenes Volkstum unversehrt auch über die Jahre der römischen Besetzung hinaus. Und nicht nur das! Gerade in dieser Zeit begannen die Germanen das Römerreich friedlich zu durchdringen. Schon Cäsar hatte germanische Stämme als Hilfstruppen verwendet; seitdem hatte man dieses Verfahren immer weiter ausgebaut. Schließlich nahm man auch freie Germanen unmittelbar als einzelne in das Heer auf. Viele von ihnen wurden Offiziere, manche erreichten die höchsten Stellen. Selbst in der Verwaltung und sogar am kaiserlichen Hofe sah man jetzt Germanen. Mehr und mehr wurden sie nun auch als Ansiedler in den Verband des römischen Reiches aufgenommen, ganze Stämme erhielten als „Verbündete“ Wohnsitze an den Grenzen angewiesen. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß Germanen im besetzten Gebiet der römischen Kultur und Zivilisation keineswegs untätig, keineswegs nur als Aufnehmende gegenüberstanden, sondern daß sie sich tätig zu eigen machten und ihr eine eigene Form verliehen. Das bezeugen uns die Funde aus jener Zeit und aus jenen Gegenden immer wieder, ob es sich nun um Bauwerke, um Bildwerke oder um Gegenstände des täglichen Gebrauchs handelt. Wo ursprünglich römische Formen übernommen wurden, erfahren sie eine bezeichnende Abwandlung, werden mit germanischem Geist durchsetzt (siehe auch NZ 2/07, S. 43!).

Die Völkerwanderung

Diese zwei Jahrhundert eines ungefähren Gleichgewichts zwischen Römern und Germanen bedeuten nun aber nicht, daß die beiden Völker, die sich hier gegenüberstanden, in einer ähnlichen geschichtlichen Lage gewe-



Abb. 18: Germanien zur Römerzeit.

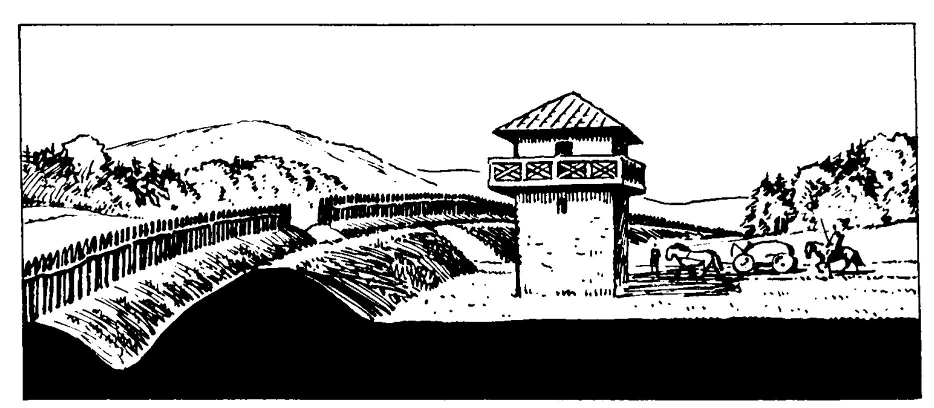


Abb. 19: Der obergermanische Grenzwall (Limes).

sen wären. Ganz im Gegenteil! Wenn wir verstehen wollen, wie der Umschwung zustande kam, der dieses Gleichgewicht zerstörte und der den Germanen die Oberhand gab, so müssen wir uns klarmachen, wie es damals in Rom und wie es in Germanien aussah. Rom hatte seine weltgeschichtliche Sendung erfüllt. Die große Zeit der Ausbreitung des Reiches war vorüber, überall war der Vormarsch der römischen Heere zum Stillstand gekommen, mehr und mehr begnügte man sich damit, das Eroberte zu halten und zu verteidigen. Die äußere Macht und Größe des Reiches waren auf dem Gipfelpunkt angelangt, im Innern aber wurde schon der kommende Zusammenbruch erkennbar. Wir sind in der Zeit der Soldatenkaiser, in der die kaiserlichen Garde, die Prätorianer, sich häufig das Recht anmaßte, die Kaiser einzusetzen und abzusetzen, was gewöhnlich mit ihrer Ermordung gleichbedeutend war. Mitunter kam es auch vor, daß eine Legion in irgendeiner Provinz einen Gegenkaiser ausrief. Schwere Bürgerkriege waren dann die Folge. Die Unzufriedenheit im Innern des Reiches nahm zu, an Stelle einer gerechten Regierung war die brutale Gewalt, die sinnlose Wilkür eingetreten.*

Ganz anders in Germanien! Dort herrschte die gerade entgegengesetzte Strömung. Es ist eine auffallende Tatsache, daß uns aus den vergangenen Jahrhunderten die Namen zahlreicher kleiner Stämme überliefert sind (so noch von Cäsar), die den Raum des heutigen Deutschlands bewohnten. Jetzt aber, im 3. Jahrhundert n. übl. Ztr., tritt hier eine Änderung ein, wir hören auf einmal Namen, die uns bisher noch nicht begegnet sind. So treten etwa zu Beginn des Jahrhunderts im Südwesten Germaniens die Alemannen auf, später im Norden die Franken, noch später und noch weiter nördlich die Sachsen. Offenbar handelt es sich hier um neu entstandene größere Einheiten, also Zusammenschlüsse von kleineren Stämmen. Wie diese Einigung vor sich gegangen ist, wissen wir nicht, aber an der Tatsache ist nicht zu zweifeln.

Das ist also die Lage: Zerfall und Auflösung in Rom, Zusammenschluß und Erstarkung bei den Germanen. Der Tag mußte kommen, an dem die Germanen die Grenze überschritten und sich den Weg ins römische Reich bahnten. Wir sprachen früher schon von der Landnot, die – rund ein Jahrtausend vor dem Zeitpunkt, an dem wir jetzt halten – einen Druck auf die Bevölkerung des Nord- und Ostraumes ausübte. Damals waren es die Kelten und die Illyrer gewesen, gegen die sich der Andrang der

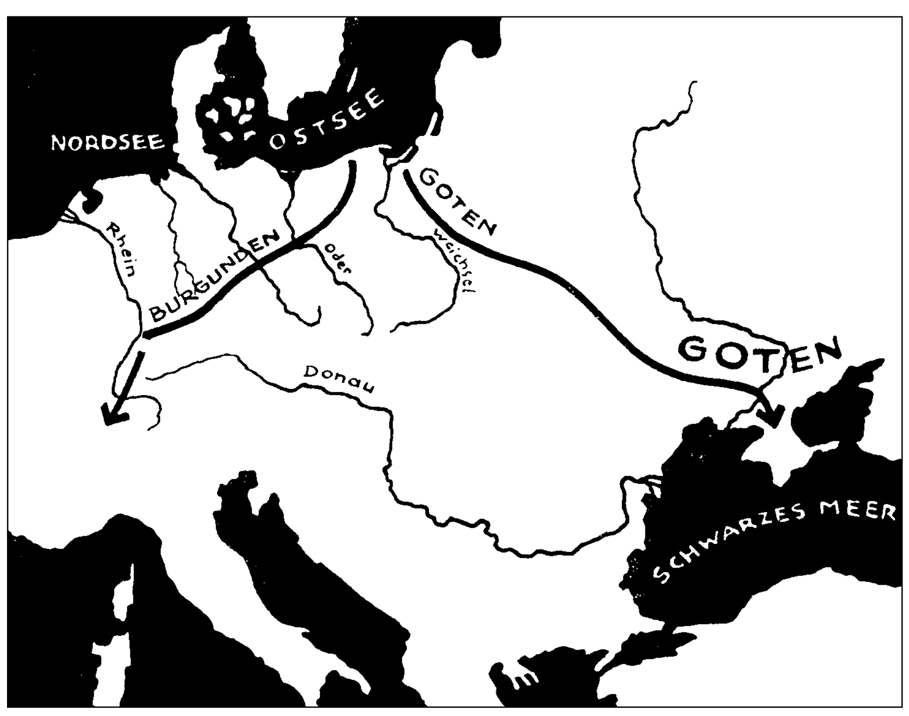


Abb. 20: Beginn der Völkerwanderung.



Abb. 21: Goten am Schwarzen Meer.

* Die Zerrüttung des römischen Reiches begann im 3. Jahrhundert n. übl. Ztr. Unter Konstantin wurde das Reich nochmals vereinigt, aber der Verfall war nicht aufzuhalten. 395 n. übl. Ztr.) wurde das Reich unter die beiden Söhne des Kaisers Theodosius geteilt. Honorius erhielt Westrom mit Ravenna als Hauptstadt, Arkadius Ostrom mit Byzanz (Konstantinopel). Der Schwerpunkt lag in Byzanz. In Westrom begann nun die Reihe bedeutungsloser Kaiser, die meistens von germanischen Heerführern ein- und abgesetzt wurden. Zuletzt entthronte (476 n. übl. Ztr.) der germanische Heerkönig Odowakar, der Nachkomme eines Skytenfürsten, den letzten Kaiser Romulus Augustulus. damit hatte das weströmische Reich sein Ende erreicht. Das oströmische Reich (Byzanz) bestand bis 1453 n. übl. Ztr.

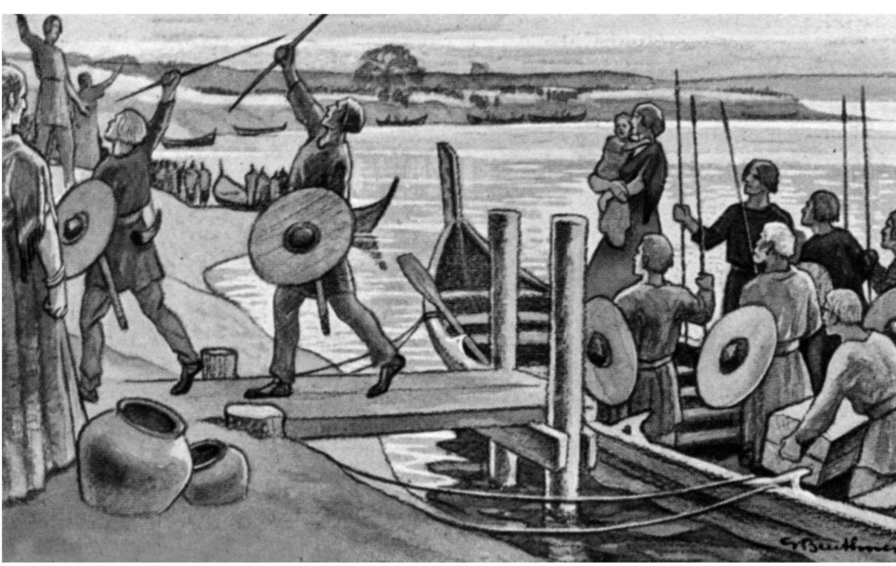


Abb. 22: Burgunden an der Weichsel.

germanischen Stämme von Norden her gerichtet hatte.

Unsere Karte (Abb. 20) zeigt die Lage im 3 Jahrhundert n. übl. Ztr. Das Signal zum Beginn der Völkerbewegung hatten die Goten gegeben. Sie siedelten damals an der unteren Weichsel. „Als die Zahl des Volkes immer mehr anwuchs, beschlossen die Goten, mit all ihren Kriegern und ihren ganzen Familien auszuwandern.“ So berichtet der gotische Geschichtsschreiber Jordanes, dem wir die wichtigsten und genauesten Nachrichten über das Volk der Goten verdanken. Der Aufbruch aus dem Weichselgebiet erfolgte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts. Die Goten wanderten nach Süden und gelangten an den Unterlauf der Pruth und ans Schwarze Meer. (Bild 21 zeigt den gotischen Stützpunkt Olbia am Schwarzen Meer.) Hier waren sie noch außerhalb der römischen Grenze. Gleichzeitig aber setzten sich nun auch die Burgunden in Bewegung, die zwischen der mittleren Oder und der Weichsel wohnten.

Die Burgunden waren, wie wir uns aus Früherem erinnern, von Norden gekommen. Die Insel Bornholm war der letzte Halt vor der deutschen Küste gewesen. Schon um das Jahr 150 n. übl. Ztr. hatten sie ihren ersten Wohnsitz zwischen Oder und Weichsel verlassen (Bild 22) und waren weiter landeinwärts gezogen, in die Mark Brandenburg und die Niederlausitz, wo sie einige Zeit blieben. Ein Teil von ihnen zog dann zum Schwarzen Meer, wo er im Kampf mit den Ostgoten unterging. Der größere Teil aber zog um 250 n. übl. Ztr. nach Westen, kam nach Thüringen, wurde von dort durch den Wandalenzug vertrieben und gelangte um 413 n. übl. Ztr. an den Mittelrhein. Diese mächtige Verschiebung zweier großer Völker rief eine allgemeine Unruhe hervor und brachte auch andere Stämme in Bewegung, und diese Bewegung richtete sich nun auch gegen das römische Reich. 162 n. übl. Ztr. erschienen die Chatten in Rätien (Schweiz), vier Jahre später die Langobarden im oberen Pannonien (Ungarn); doch beide wurden abgewiesen. Erfolgreicher waren die Markomannen und Quaden, die im selben Jahr angriffen und die bis in die Gegend von Aquileia in der Nähe des heutigen Triest vordrangen. Unser Bild (Abb. 23) zeigt Markomannen mit gefangenen römischen Soldaten. Ihnen trat der Kaiser Marc Aurel entgegen. Aber erst nach fünf Jahren gelang es ihm, wieder über die Donau vorzurücken und die römische Herrschaft nochmals zu befestigen. Dazu mußte er sich freilich der Hilfe germanischer Stämme bedienen und außerdem den Eindringlingen zum Teil Land im Grenzgebiet anweisen. Bereits sein Sohn und Nachfolger Commodus mußte den Germanen weitere Landstrecken bewilligen; daüber hinaus gab er die römischen Befestigungen in diesen Gebieten auf und gestattete den Germanen, die römischen Märkte zu besuchen.

Der Vorstoß der Markomannen, auf die wahrscheinlich der Stamm der Bayern zurückgeht (= Bohovari, Bewohner von Bojoheim, Böhmen), hatte zum ersten

Abb. 23: Bei den Markomannen.



Abb. 24: Sturm auf den Limes.

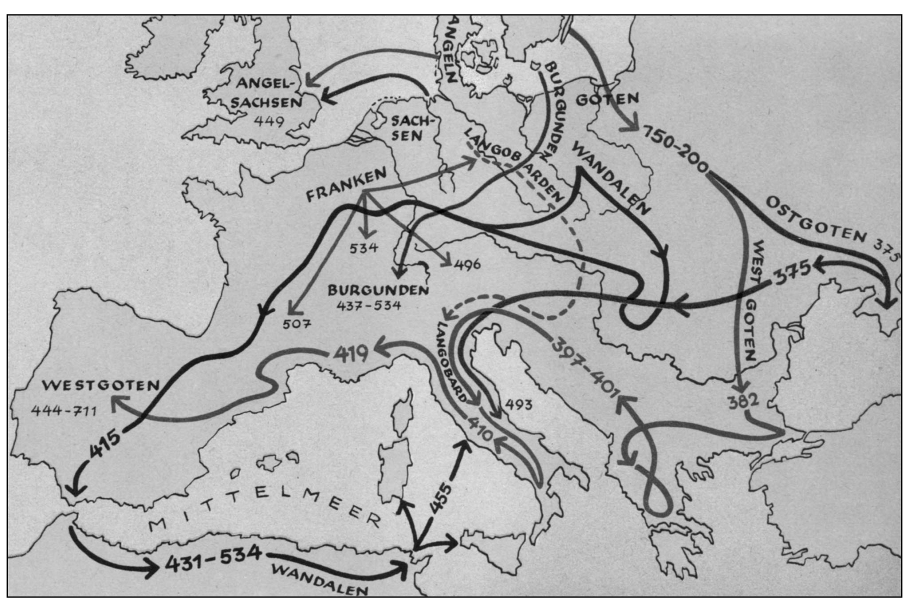


Abb. 25: Die Völkerwanderung.

Male gezeigt, daß das römische Reich dem Ansturm der germanischen Völker nicht mehr unter allen Umständen gewachsen war, und daß es bereits erheblicher Anstrengungen bedurfte, um auch nur die Grenze zu bewahren. Andererseits darf man sich natürlich den Zusammenbruch des römischen Reiches nicht als das Werk eines Augenblicks vorstellen. Fast zwei Jahrhunderte, wie angedeutet, dauerte es, bis die Römer die Rhein- und Donaugrenze endgültig räumen mußten.

Der nächste entscheidende Einbruch nach den Markomannenkriegen geschah dann im Jahre 259 n. übl. Ztr. Da durchbrachen die Alemannen den südlichen Teil des Limes, wodurch der Zwickel zwischen Rhein und Donau, der bisher vom Limes abgeschlossen war, das sogenannte Dekumatenland, den Römern verlorenging. Aber auch jetzt noch konnten die Römer Rhein und Donau halten. Der Limes ist nun die Grenze zwischen den Alemannen, die südlich und westlich, und den Burgunden, die östlich von ihm siedeln. Eine Einzelheit aus dieser Zeit der Kämpfe, den Angriff auf ein römisches Grenzkastell am Limes, zeigt unser Bild 24.

Das alles sind die ersten Vorboten des Zeitabschnittes, der nun anhebt und den man üblicherweise die Völkerwanderung nennt. Sie bringt das Ende des Römerreiches, sie führt germanische Stämme in die Länder des Mittelmeeres, ohne daß sie freilich dort Reiche von dauerndem Bestand gründen können. Wohl aber wurde damals der Grund gelegt zu dem, was wir seitdem unter dem Namen Europa und der abendländischen Kultur begreifen (siehe Karte Abb. 25).

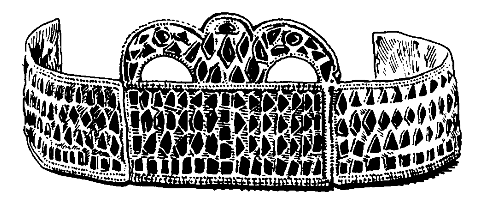


Abb. 26: Gotisches Diadem von Kertsch.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Unseren jüngsten Gefährten

In welchem Märchen fragte ein Schneiderssohn seine Ziege:

„Ziege, bist du satt?“ „Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt, meck, meh!“

(Tischlein, deck dich)

In welchem Märchen sagte die Königin:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

(Schneewittchen)

In welchem Märchen rief ein kleines Tier:

„Königstochter, jüngste,
mach’ mir auf!
Weißt du nicht, was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
mach mir auf!“

(Der Froschkönig)

In welchem Märchen rief der Wolf:

„Was rumpelt und pumpelt
in meinem Bauch herum?
Ich meinte, es wären sechs Geißlein,
doch sind’s lauter Wackerstein.“

(Die sieben Geißlein)

In welchem Märchen sagen die Tauben:

„Ruckediku, ruckediku, Blut ist im
Schuh. Der Schuh ist viel zu klein,
die rechte Braut ist noch daheim.“

(Aschenbrödel)

In welchem Märchen sagte der Mann:

„Manntje, Manntje, timpete,
Fischlein, Fischlein in der See,
meine Frau, die llsebill,
will nicht so, wie ich gern will.“

(Der Fischer und seine Frau)



Welche Märchengestalt ist in diesem Bilde verborgen?

(Dornröschen)



Nach dem Märchen „Hänsel und Gretel"



1. Hän - sel und Gre - tel ver - lie - fen sich im Wald.
2. Hu, hu, da schaut ei - ne al - te He - xe raus!
3. Doch als die He - xe zum O - fen schaut hin - ein,



1. Es war so fin - ster und auch so grim - mig kalt.
2. Sie lockt die Kin - der ins Pfef - fer - ku - chen - haus.
3. stie - ßen hin - ein sie der Hans und's Gre - te - lein.



1. Sie ka-men an ein Häus-chen von Pfef-fer - ku - chen fein:
2. Sie stell-te sich gar freund-lich, o Hän-sel, wel-che Not!
3. Die He - xe muß bra - ten, die Kin-der gehn nach Haus.



1. Wer mag der Herr wohl von die - sem Häus-chen sein?
2. Ihn wollt sie bra - ten im O - fen braun wie Brot.
3. Nun ist das Mär - chen von Hans und Gre - tel aus!

Spielanleitung:

Einige Kinder stellen das Hexenhaus dar, indem sie sich zu einem Kreise zusammenschließen und Tür und Fenster durch erhobene Hände andeuten. In der Mitte des Kreises hält sich die Hexe versteckt.. Neben dem „Hexenhaus" steht der Backofen, der von 4 – 5 Kindern dargestellt wird, indem sie die Arme um den Hals des Nachbars legen. Die anderen Kinder zerstreuen sich auf dem Spielplatz und stellen die Bäume des Waldes dar.

Hänsel und Gretel irren im Walde umher, bleiben vor dem Hexenhaus stehen und folgen schließlich der Hexe ins Häuschen. Die Hexe humpelt dann zum Ofen und löst dort die Handfassung zweier Kinder. Hänsel und Gretel schleichen ihr nach und schieben die alte Hexe in den Ofen. Die Kinder, die das Hexenhaus und den Wald dargestellt haben, bilden einen großen Kreis und tanzen mit Hänsel und Gretel um den Backofen und Hexe herum.



Rot, Blau und Grün sitzen beim Skat.

Blau: „Willst du endlich ehrlich spielen, Grün, du Wechselfälscher, du Betrüger!"

Grün: „Du wagst es, mich zu beleidigen, du Lump. Wer hat im Vorjahr gesessen, weil er hat zu hoch versichert sein Haus und hat es in Brand gesteckt?"

Rot, begütigend: „Meine Herren, sind wir hergekommen, um zu spielen oder um alte Erinnerungen auszutauschen?"

*

Ein in die Jahre gekommener Geschäftsmann, von seinem Arzt schon aufgegeben, will in den Himmel. Sein Problem ist nun aber, daß er durch Lug und Trug so leider keinerlei Voraussetzung mitbringt, in selbigen zu kommen. Also denkt er nach. Und da er schlau ist, kommt ihm die rettende Idee! Seine Tage auf Erden sind gezählt, also betrinkt er sich fortan jeden Tag maßlos. Er ist also ständig wie von Sinnen. Warum? Er hat die Bibel gelesen! Und dort steht: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich."

Schicksal zählt nicht nach Jahren

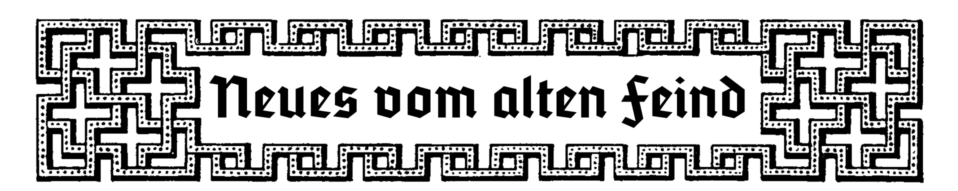
Kurzfristig denkenden Leuten
mag ‚Abendland' etwas bedeuten.
Europäischer Völker Geschick
reicht sehr viel weiter zurück.

Der Blick auf fünftausend Jahre
erschließt sich erst weißem Haare.
Kulturgeschichtlich durchdacht:
unsre Herkunft aus Mitternacht.

Die Heimat im hohen Norden
ist lange vergessen worden.
Geschichte in einzelnen Zügen
kann leicht über Wirklichkeit trügen.

Erst die Summe ergibt, was gilt:
ein rundes, geschlossenes Bild.
Du mußt erst selber erfahren.
Schicksal zählt nicht nach Jahren.

Dieter Vollmer



15 Frauen wegen Hexerei lebendig verbrannt

In dem kenianischen Dorf Nyakeo kam es zu diesem Lynchmord. Etwa hundert Menschen gingen von Haus zu Haus und trieben 15 Frauen zusammen, die dann lebendig verbrannt wurden. Auslöser für diese Tat wäre ein Exorzismus-Buch gewesen, in dem die Namen dieser Frauen standen, meldete die BBC. Der Ortsvorsteher der betroffenen Gegend, Mwangi Ngunyi, will die Täter ausfindig machen. „Nur weil sie jemanden verdächtigen, dürfen die Menschen noch lange keine Selbstjustiz üben", sagte Ngunyi. Die Bewohner des Dorfes sehen das etwas anders. Sie sagen, da es für Hexerei keine gesetzlichen Strafen gäbe, müsse man auf die Lynchjustiz zurückgreifen. Schon in den 90er Jahren wurden Menschen in Kenia wegen Hexerei verbrannt.

Bei Ferien im Pfarrhaus sexuell mißbraucht

Sexuellen Mißbrauch in mindestens 15 Fällen wirft die Essener Staatsanwaltschaft dem 66jährigen Bottroper Pastor G. vor, gegen den sie im Juni 2008 Anklage erhoben hat. Der Geistliche soll sich in den Jahren 1994 und 1995 an einem zwölfjährigen Jungen vergangen haben, der in dieser Zeit mehrfach seine Schulferien in dem Bottoper Pfarrhaus verbrachte. Pastor G. soll zu der aus dem Bergischen Land stammenden Familie des Opfers ab 1991 einen engeren Kontakt gepflegt haben, soll mit ihr später befreundet gewesen sein. „Weil wir bei der Hausdurchsuchung Videos und Dateien pornografischen Inhaltes in großem Umfang gefunden haben, müssen wir bei dem Pastor von einer Wiederholungsgefahr, also auch von einer aktuellen Gefahr ausgehen", erklärte Oberstaatsanwalt Willi Kassenböhmer.

Pastor G., der die Vorwürfe bestreitet, war im Juni festgenommen worden und befindet sich seitdem in Untersuchungshaft. Angezeigt worden war der sexuelle Mißbrauch im Oktober 2007 aus dem Kreis der Familie des Opfers.

In der St. Franziskus-Gemeinde in Bottrop, die Pastor G. seit 25 Jahren seelsorgerisch betreute, herrscht immer noch Entsetzen über die Vorwürfe gegen den Geistlichen. Dennoch mischen sich mittlerweile darunter auch besorgte Stimmen von Gemeindemitgliedern, die Pastor G. ihre Kinder anvertraut hatten, sei es bei der Kommunion oder diversen Zeltlagern.

„Der Pastor war in seiner Gemeinde sehr beliebt", erklärt Pfarrer Ludger Kleimann, zu dessen Pfarrei die Gemeinde St. Franziskus gehört. Pastor G. war nach seiner Ausbildung im Priesterseminar in Gemeinden in Bochum und Mülheim tätig, übte teilweise auch die Funktion eines Stadtjugendseelsorgers in Gelsenkirchen aus.

Vom Bistum Essen war der Pastor bereits eine Woche vorher beurlaubt worden.

Pfarrer mit Nacktfotos erpreßt

Halleluja – der Einbrecher staunte nicht schlecht, als er im Oktober in das Pfarrhaus der katholischen St.-Michaelis-Gemeinde in Hamm einstieg: Im Nachttisch des Herrn Pfarrer entdeckte er Aktfotos von Frauen und sehr jungen Mädchen. Flugs entschloß sich der Einbrecher, mit den weltlichen Vorlieben des Geistlichen fette Beute-zu machen: Er hinterließ auf der Kellertreppe einen Zettel mit dem Wortlaut: „2500 Euro, oder ich schicke die Fotos an die Presse."

Die war dann reichlich vertreten, als der mehrfach vorbestrafte Einbrecher unter anderem wegen versuchter Erpressung auf der Anklagebank des Dortmunder Landgerichtes saß. Der Pfarrer (57) hatte sich nur zum Schein auf den kriminellen Deal eingelassen und stattdessen die Polizei alarmiert: Am vereinbarten Übergabeort, einer Bushaltestelle, klickten dann die Handschellen.

Doch auch für Herrn Pfarrer hatte die Tat reichlich unangenehme Folgen: Er wurde nach einer Hausdurchsuchung wegen Besitzes kinderpornografischer Bilder zu 3200 Euro Geldstrafe verurteilt. Auf zwei Computern des Mannes wurden mehr als 100 gelöschte, aber rekonstruierbare Bilddateien kinderpornografischen Inhalts gefunden, teilte die Behörde mit. Der Priester war seit 19 Jahren als Pfarrer in einer Hammer Gemeinde tätig. Seit dem Vorfall wird er nicht mehr als Gemeindepfarrer eingesetzt und soll inzwischen als Krankenhausseelsorger im Dortmunder Raum tätig sein. Auch hat er die Gemeinde inzwischen verlassen und lebt im Kloster.

Im Laufe des Prozesses wird dem Pfarrer ein Auftritt als Zeuge nicht erspart bleiben: Der Angeklagte schweigt nämlich plötzlich, nachdem er zunächst ein Geständnis bei der Polizei abgelegt hatte. Laut Anklage hat er sich mit Vorliebe himmlische Orte ausgesucht, um sich zu bereichern: Gleich viermal soll er in die benachbarte St. Bonifatins-Gemeinde eingebrochen sein, machte hier auch nicht vor dem Opferstock Halt. Beute: 50 Euro. Den geklauten Flachbildschirm aus dem Gemeindehaus transportierte er laut Staatsanwaltschaft originellerweise im Auto des Pfarrers zum Dortmunder Hauptbahnhof, um das gute Stück dort weiterzuverkaufen. Bei einer Verurteilung droht dem mutmaßlichen mehrfachen Wiederholungstäter die anschließende Sicherungsverwahrung.

Priester zerstückelt Geliebte

In der Ostermesse predigte er von Liebe, Tod und Auferstehung. Dann beging er ein Verbrechen. Ein mexikanischer Priester tötete seine schwangere Geliebte. Der Geistliche hat inzwischen ein umfassendes Geständnis abgelegt. Er gab zu, seine 20 Jahre jüngere Geliebte erwürgt zu haben, als sie ihm von ihrer Schwangerschaft berichtet habe. Er zerstückelte die Leiche mit einem Messer und packte sie in Plastiktüten. Diese warf er später in der Nähe eines Friedhofs in Chimalhuacan weg.

Priester vergewaltigt Nonne

Die Polizei im südiatalienischen Kalabrien hat einen 69jährigen Franziskanerpriester inhaftiert, weil er eine Nonne in einem kirchlichen Heim mehrfach vergewaltigt hatte. An den sexuellen Mißhandlungen in der Stadt Cosenza haben sich nach Angaben des Opfers teilweise auch andere Männer beteiligt. Sie sei dabei zudem von ihren Peinigern mit einer Videokamera gefilmt worden. Auch drei weitere Frauen in dem Heim berichteten von sexuellen Übergriffen oder versuchtem Mißbrauch.

Ausnüchterungs- statt Klosterzelle

Für einen 50jährigen Mönch des Paulinerklosters im polnischen Tschenstochau endete eine Zechtour in der Ausnüchterungszelle der Polizei. Der Geistliche war mit knapp zwei Promille geschnappt worden und zeigte keine Reue: Er drohte dem Polizisten, ihn und seine Familie zu verfluchen.

Rekord-Entschädigung

Eine Diözese in Kalifornien muß einer Frau, die vor 30 Jahren von einem Priester mißbraucht worden war, 3,3 Millionen Dollar (2,5 Millionen Euro) Entschädigung zahlen. Nach Angaben der „Los Angeles Times“ einigten sich das jetzt 44 Jahre alte Opfer und die katholische Diözese von Santa Rosa auf diese Summe. Die Frau hatte in ihrer Klage geltend gemacht, daß die Kirche sie nicht vor den Machenschaften eines pädophilen Priesters beschützt habe.

Spezialgebete

Im afrikanischen Malawi wurde ein Pfarrer festgenommen, der seine Gläubigen nackt beten ließ. Der Priester hatte 15 Frauen ein „Spezialgebet“ angeboten. Das Spezielle an dem Gebet bestand vor allem darin, daß sich die Frauen auf Geheiß des Gottesmanns ausziehen mußten.

Wieder hat Priester Schüler mißbraucht

Ein Domkapitular der Erzdiözese Bamberg hat sich jahrelang einen Knaben eines katholischen Internats sexuell vergangen. Der Priester trat als Leiter der Hauptabteilung Pastorales Personal in der Erzdiözese zurück. Wie schwerwiegend die Vergehen des 63jährigen gewesen sind, der zum engsten Führungsstab um Erzbischof Ludwig Schick gehörte, ist derzeit noch unklar. Vize-Bistumssprecher Michael Kleiner sagte zu den Vorwürfen, es gehe von „in den Arm nehmen bis hin zu körperlichem Anfassen“. „Es gibt momentan keine Hinweise auf extreme Sachen wie Vergewaltigung“, erläuterte Kleiner. Schick versprach rückhaltlos Aufklärung.

Nach Bistumsangaben haben sich bislang vier Mißbrauchsopfer gemeldet. Ob es weitere gibt, ist noch unklar. Nicht alle Betroffenen hätten von sexuellen Übergriffen berichtet, teilweise jedoch von unsittlichen Berührungen im Intimbereich, sagte Bistumssprecherin Elke Pilkenroth.

Die Staatsanwaltschaft Bamberg nahm Ermittlungen wegen des Verdachts des sexuellen Mißbrauchs von Schutzbefohlenen gegen den Mann auf, wie der Leitende Oberstaatsanwalt Joseph Düsel sagte. Es werde auch geprüft, ob die möglichen Taten nicht bereits verjährt sind. Dies hänge unter anderem von der Schwere der Vergehen und vom Alter der Opfer zur Tatzeit ab.

Vor acht Jahren war ein Pfarrer des Erzbistums wegen sexuellen Mißbrauchs von Kindern zu einer Bewährungsstrafe von zwei Jahren verurteilt worden.

Anmerkung der Redaktion:

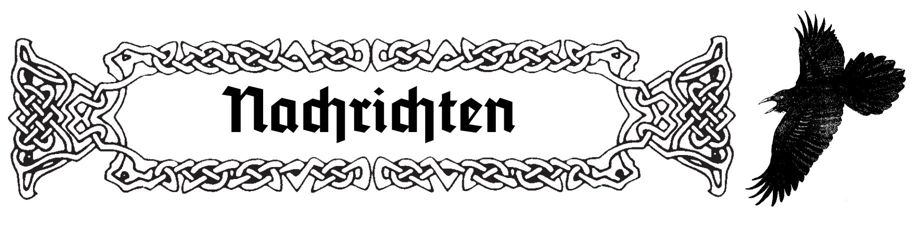
Es ist den werten Lesern der Nordischen Zeitung sicherlich schon aufgefallen, daß in den letzten Ausgaben der NZ unter der Rubrik „Neues vom alten Feind“ überdurchschnittlich oft über Mißbrauchsfälle von Priestern an Jugendliche, Nonnen usw. berichtet wird.

Dies hat es leider schon immer gegeben – nur erst in jüngster Zeit haben viele Mißbrauchsopfer den Mut besessen, dies zu Anzeige zu bringen.

Wir von der Redaktion der Nordischen Zeitung werden weiterhin regelmäßig über alle uns bekanntwerdenden Mißbrauchsfälle seitens kirchlicher „Würdenträger“ berichten.

Handle so, daß Du überzeugt sein kannst, mit Deinem Handeln auch Dein Bestes und Äußerstes dazu getan zu haben, die Menschenart, aus der Du hervorgegangen bist, bestands- und entwicklungsfähig zu halten.

Erwin Guido Kolbenheyer



Deutsche Politiker drücken sich vor Schächtverbot

Dem grausamen betäubungslosen Schlachten, nach § 4a Tierschutzgesetz in Deutschland verboten, fallen im Land ca. 500.000 Schafe jährlich zum Opfer, mit steigender Tendenz.



Tierärzte fordern seit langem ein rigoroses Verbot. Politiker aber verstecken sich feige hinter der Religionsfreiheit, obwohl Muslime, wie zum Beispiel Dr. Tamer Doturka in Istanbul, bestätigen, daß Schächten im Islam nicht ausdrücklich geboten ist. In der Schweiz, Schweden, Island und Liechtenstein ist Schächten verboten.

Die Sendung Report berichtete am 7.7.08 ausführlich über das qualvolle Sterben geschächteter Tiere.

Und passend dazu nachfolgender Bericht, der zeitgleich in den Zeitungen erschien:

Brigitte Bardot wegen Rassenhaß verurteilt



Wegen Aufrufs zum Rassenhaß muß das frühere Sexsymbol Brigitte Bardot (73) 15 000 Euro Bußgeld zahlen. Das Strafgericht von Paris kreidete der Schauspielerin ein Schreiben von 2006 an den damaligen Innenminister Nicolas Sarcozy an, in dem „BB“ sich über das Schächten unbetäubter Schafe zu muslimischen Festtagen beschwert hatte. Zitat: *„Ich bin es leid, von dieser ganzen Bevölkerung an der Nase herumgeführt zu werden, die uns zerstört, unser Land zerstört, indem sie uns ihre Taten (im Sinne von Gebräuchen) aufzwingt.“* Bürgerrechtsgruppen hatten sie angezeigt.

*Anm. d. Red.: Es spricht Bände, daß sich ausgerechnet der jetzige französische Präsident Sar**cozy** so für die Beibehaltung des Schächtens einsetzt!*

Panne bei deutscher Nationalhymne im Schweizer Fernsehen

Der Schweizer Fernsehsender SRG hat vor dem EM-Spiel zwischen Deutschland und Österreich die erste Strophe des Deutschlandliedes eingeblendet. Während die Nationalhymne gespielt wurde, sahen die Zuschauer die Untertitelzeilen „Deutschland, Deutschland über alles …“ Für die Panne seien zwei junge Redakteurinnen verantwortlich gewesen, erklärte der für die Untertitel verantwortliche Koordinator der SRG-Tochter Swiss Text, Gion Linder, der Zeitung „Blick“. „Das war ein unentschuldbarer Fehler“, sagte Linder. Sprecher von SRG und Swiss Text wollten sich auf Anfrage nicht zu der Panne äußern.

Das Deutschlandlied wurde in allen Strophen 1922 zur Nationalhymne des damaligen Deutschen Reichs bestimmt. Seit 1991 ist allein die mit dem Vers „Einigkeit und Recht und Freiheit“ beginnende dritte Strophe die Nationalhymne von Deutschland. *(Dies ist selbstverständlich nicht die Meinung der Redaktion der Nordischen Zeitung).*



Über die Geburt unserer Tochter

Gertrud Sonnveig

am 25. Ostermond 3808 n. St.

freuen sich die stolzen Eltern Dankwart & Bente mit Reinhard, Frowin, Sönke und Wilhelmine

Über das neue Familienmitglied

Fritz

ᛉ 20. Brachet 3808 n. St.

freuen sich Robert, Stephie, Erik und Ida Eschenbach

Gemeingermanischer ergänzter Futhark:

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z Ä Ö Ü

Die Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. ist die größte heidnische Gemeinschaft Deutschlands (dazu noch Mitglieder in anderen germanischen Völkern) mit tiefreichenden Wurzeln. Sie wurde 1951 gegründet und vereinigte sich 1965 mit der Nordischen Glaubensgemeinschaft e.V., die 1928 gegründet worden war und sich 1954 in Nordisch-religiöse Gemeinschaft umbenannt hatte. Mit den bereits 1924 gegründeten Nordungen fand 1983 die Vereinigung statt. In der Artgemeinschaft wird ferner das Gedankengut der 1913 von Ludwig Fahrenkrog gegründeten Germanischen Glaubens-Gemeinschaft (GGG) fortgeführt und weiterentwickelt, nachdem diese 1957 ihre Tätigkeit eingestellt hatte, im Vereinsregister gelöscht wurde, und die Reste ihrer aktiven Mitglieder zur Artgemeinschaft bzw. Nordisch-religiösen Gemeinschaft gekommen waren.

Wir können auf eine jahrzehntelange Erfahrung bei der Neugestaltung eines uns gemäßen Glaubens verweisen, da wir die älteste germanisch-heidnische Glaubensgemeinschaft mit durchgängigem Wirken sind. Bei uns finden Sie nicht nur ein reges Gemeinschaftsleben auf den regelmäßig wiederkehrenden Gemeinschaftstagen, sondern über die „Nordische Zeitung“, zwei Schriftenreihen, eine Buchreihe sowie Einzelschriften auch eine geistige Auseinandersetzung mit dem Christentum, Darstellung alter Bräuche und die Durchformung eines arteigenen Glaubens. Wegen der großen Nachfrage sind von zahlreichen Veröffentlichungen, die wir herausgebracht haben, viele bereits vergriffen. Nur wenn Sie laufend mit uns Verbindung pflegen, können Sie mithin sicher sein, auch alle neuen Veröffentlichungen von uns zu bekommen.

Sie haben neben Abrufen unserer Darstellung aus dem Internet (www.asatru.de) drei Möglichkeiten, mit uns in Verbindung zu bleiben, wozu Sie bitte einen Vordruck von unserer Heimatseite abrufen oder bei unserer Postfachanschrift anfordern.

- Die am wenigsten verpflichtende ist, daß Sie die NORDISCHE ZEITUNG für 18,– € einschließlich Versand jährlich bestellen.
- Wenn Sie auch zu Tagungen eingeladen und über die gemeinschaftsinneren Angelegenheiten im Bild sein wollen, aber nicht aus einer Bekenntnis- oder anderen Religionsgemeinschaft austreten oder sich noch nicht neu binden möchten, können Sie FÖRDERER werden. Als Förderer bezahlen Sie einen Beitrag nach Selbsteinschätzung, mindestens aber 55,– € im Jahr, worin der kostenlose Bezug der Nordischen Zeitung, unseres Gefährtschaftsbriefes und unserer Flugblätter, ferner der Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft“ enthalten ist.
- Wenn Sie keiner Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft angehören und sich neu binden wollen, das „Artbekenntnis“ und das „Sittengesetz unserer Art“ voll bejahen sowie überwiegend nordisch-fälische Menschenart verkörpern, können Sie Antrag auf Aufnahme als MITGLIED in die Artgemeinschaft stellen. Sie zahlen einen Monatsbeitrag (nach Selbsteinschätzung) in Höhe von mindestens 1 % des Nettoeinkommens. Mindestbeitrag ist ein Betrag von 5,– € je Monat. Im Mitgliedsbeitrag eingeschlossen ist die kostenlose Lieferung der Nordischen Zeitung und des Gefährtschaftsbriefes, unserer Mitteilungen und Flugblätter, von Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft“ und der Reihe „Werden und Wesen der Artreligion“. Die Mitglieder der Artgemeinschaft sind gleichzeitig Mitglied im Familienwerk, das einen Familienlastenausgleich erstrebt, Beitrag: gestaffelt (von € 0,– bei drei Kindern bis € 95,– bei kinderlos jährlich, Ermäßigung möglich). Ferner haben Mitglieder einen Arbeitsdienst von 3½ Tagen im Jahr in einem unserer Gemeinschaftsheime zu leisten, bei Nichterfüllung für jeden nicht geleisteten Tag 50 € zu zahlen. Mit Eingang Ihres Antrages auf Aufnahme werden Sie zunächst im Regelfall ein Jahr als Anwärter bis zur endgültigen Entscheidung über Ihre Mitgliedschaft geführt und haben in dieser Zeit bereits die Beiträge zu zahlen, erhalten andererseits die für Mitglieder bestimmten Leistungen mit Ausnahme der Mitteilungen. Die Entscheidung über Ihre Aufnahme fällt im Regelfall erst, nachdem Sie einen unserer Gemeinschaftstage besucht haben, und sowohl Sie als auch wir feststellen konnten, ob wir zueinander gehören. Wenn Sie aufgenommen wurden, haben Sie eine einmalige Aufnahmegebühr in Höhe von 30,– € zu zahlen, wofür Sie die Mitgliedsnadel, nach unserer Wahl einige noch lieferbare Schriften aus unseren Schriftenreihen und einen früheren Jahrgang der Nordischen Zeitung erhalten.